1,80 DM / Band 538
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die drei aus dem Totenhaus

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die drei aus dem Totenhaus

John Sinclair Nr. 538

von Jason Dark

erschienen am 25.10.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die drei aus dem Totenhaus

Mandy schrie auf, als der Unheimliche plötzlich in der offenen Wohnungstür stand.

Sie wollte wegrennen, es war ihr nicht möglich. Der Anblick bannte sie auf der Stelle, und so blieb sie im Sessel hocken und hatten nur Augen für die schreckliche Gestalt.

Der Unheimliche stand auf der Schwelle. Weder von seinem Körper noch von seinem Gesicht war etwas zu erkennen. Er trug eine bis zum Boden reichende Kutte und dazu eine schwarze Kapuze, die sein Gesicht völlig verdeckte. Nur die Augen blieben frei.

Mit ihm war die Angst in das Zimmer geflossen. Ein Gefühl der Beklemmung, des Druckes, der Mandy den Atem raubte und sie so starr in ihrem Sessel sitzen ließ.

Sekunden dehnten sich, wurden für sie zu Minuten, in denen sich der Eindringling nicht rührte. Er stand da wie eine Statue und hielt sogar seine Arme unter der Kutte verborgen.

Allmählich verschwand das Herzjagen. Mandy gehörte nicht gerade zu den ängstlichen Menschen, sie hatte in ihrem siebenundzwanzigjährigen Leben schon einiges durchgemacht und stand in ihrem Beruf an der Spitze.

Sie wußte von Dingen, die dem Normalbürger verborgen blieben, sie hatte hineingeschaut in die Abgründe der Menschen, aber so etwas war ihr noch nie vorgekommen.

Der Unbekannte ließ noch weitere Zeit verstreichen, bevor er sich rührte.

Dann kam er auf Mandy zu.

Er ging den ersten Schritt, den zweiten und bewegte unter der Kutte den rechten Arm. Sie erkannte es am Anheben der Schulter.

Aus einem Spalt vorn im Gewand erschien plötzlich der rechte Arm.

In der Hand hielt der unheimliche Eindringling ein langes Mordinstrument, das bei jedem Pendelschlag beinahe seine Füße streifte.

Es war eine silberne Axt!

Sie glänzte matt, hob sich deshalb vom dunklen Stoff der Kutte ab und schwang so hoch, daß sie jedesmal die Kopfhöhe der im Sessel hockenden Frau erreichte.

Bei Mandy erzeugte dies nicht nur ein kaltes Gefühl. Es kroch auch eine Gänsehaut über ihren Hals, und vor dem geistigen Auge erschienen schreckliche Bilder von geköpften Menschen, die es noch in den alten Büchern zu sehen gab.

Sollte auch sie auf diese schreckliche Art und Weise sterben?

Sie winkelte die Arme an und stemmte dabei die Handflächen auf die beiden Sessellehnen. Wenn es not tat, würde sie versuchen zu fliehen, wenigstens etwas tun, aber sie schaffte nichts. Der Schreck war ihr zu sehr durch den Körper gerast und hatte sie gelähmt.

War das ihr Ende?

Der Kuttenträger ging noch einen Schritt vor. Wenn er jetzt zuschlug, konnte er Mandys Kopf treffen.

Er schlug nicht zu, blieb stehen und schien ihr zuzunicken.

Mandy Waynright besaß wunderschöne, große Augen. Sie schaffte es tatsächlich, durch ihre Blicke verschiedene Stimmungen wiederzugeben, doch jetzt nistete allein die Angst in ihren Pupillen.

Sie fürchtete um ihr Leben, denn dieser Eindringling war nicht normal.

»Was wollen Sie?« Mandy wunderte sich über ihre Stimme, die auf einmal so fremd klang.

»Dich!«

Unter der Kapuze hatte die Stimme verfremdet geklungen. Nur ein Wort hatte man ihr gesagt, aber das hatte sie tief getroffen. Es konnte nur soviel bedeuten, als daß der Eindringling sie töten wollte.

Ohne es eigentlich zu wollen, hatte sie den Blick gesenkt und tastete die silberne Axt ab. Sie besaß sogar einen langen, silbernen Griff, und Mandy sah natürlich auch die Schneide, wo sie den Eindruck bekam, als wäre sie dunkler als das übrige Metall.

Klebte dort etwa noch eingetrocknetes Blut?

Mandy rang nach Atem. Schweiß lief ihr über das Gesicht. Sie hatte Todesangst.

»T… töten?« hauchte sie. »Wollen Sie mich töten? Bitte, weshalb denn? Was habe ich Ihnen getan?«

»Nein, ich will dich nicht töten. Ich will dich beschützen!«

Mandy glaubte, sich verhört zu haben. »Was?« keuchte sie. »Was wollen Sie mich?«

»Beschützen…«

Sie lachte auf. Es mußte einfach sein. Nur so wurde sie ihren Streß los. Beschützen, das kannte sie doch. Gerade in ihrem Job gab es zahlreiche »Beschützer«, nur nannten die sich oft auch anders.

Zuhälter…

Sollte sich unter der Kapuze ein Zuhälter verbergen, der Mandy in Angst und Schrecken versetzte?

In dieser verrückten, herrlichen, manchmal auch widerlichen Stadt gab es nichts, was es nicht gab, aber Mandy beschloß, auf den Unheimlichen einzugehen.

»Wovor wollen Sie mich beschützen? Ich kann auf mich selbst achtgeben!«

»Nein, kannst du nicht. Ich werde dich vor den Toten beschützen, die dir Böses wollen.«

Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Zudem glaubte sie daran, es mit einem Verrückten zu tun zu haben. Der mußte irgendwo ausgebrochen sein, dieser Kerl hatte einen Riß im Hirn. So ohne weiteres kam man nicht auf diese Ideen. Es gelang ihr trotz allem, ernst zu bleiben. »Vor den Toten also«, wiederholte sie.

»So ist es.«

»Aber wer tot ist, der ist tot, meine ich. Tote können nicht mehr leben.« Sie lachte über ihre eigenen Worte, aber in dieser außergewöhnlichen Lage war ihr keine andere Formulierung eingefallen.

»Es gibt Ausnahmen!« erklärte der Axtträger.

»Aha und welche?«

»Zombies!«

Mandy Waynright schrak zusammen, als sie diesen Begriff hörte.

Zombies waren für sie etwas Grausames, sie mochte das Wort nicht,

sie haßte den Begriff nahezu. Obwohl sie nicht an die lebenden Toten glaubte, fürchtete sie sich vor ihnen. Zuviel Schreckliches war in den letzten Jahren über Zombies geschrieben und auf der Leinwand gezeigt worden. Alles nur erfunden, glaubte sie, und dennoch fürchtete sie sich vor diesem Begriff.

»Zombies«, hauchte sie mit einer kaum verständlichen Stimme.

»Nein, daran glaube ich einfach nicht. Sie… Sie wollen sich hiermit nur einen Scherz erlauben …«

Der Kapuzenmensch schüttelte den Kopf. Der Stoff warf dabei Falten und rann wie Wellen an seinem Schädel entlang. »Ich scherze nicht, denn ich muß sie töten.«

»Die Zombies?«

»Richtig.«

Mandy beugte sich etwas vor. »Aber sind die nicht schon längst tot? Ich meine, wenn ich mich an die Filme erinnere, die…«

»Zombies sind lebende Tote und wollen Menschen. Das kann ich dir sagen.«

»Wollen die auch mich?«

»Ja!«

»Nein, Mr. Unbekannt, ich habe nie etwas mit einem Zombie zu tun gehabt. Hören Sie mal, ich bin zwar kein Engel, aber dem Teufel habe ich nie gedient.«

»Es wird sich ändern, Mandy!«

»Was wird sich ändern?«

»Du wirst es erleben. Ich bin gekommen, um dich zu warnen. Gleichzeitig will ich dich beschützen, und deshalb verlasse ich jetzt dein Haus. Aber ich werde draußen sein und es beobachten. Ich habe sie gerochen, gespürt, sie sind in der Nähe. Du solltest niemals über mich lachen. Wenn ich gegangen bin, stell dich ans Fenster und schaue hinaus. Vielleicht hast du Glück und kannst etwas sehen.« Er nickte ihr zu, drehte sich um und ging davon, wobei die Axt wieder im Rhythmus seiner Armbewegung schwang.

Der Unheimliche verließ den Raum, die Tür ließ er offen, aber Mandy Waynright hörte, wie die Haustür mit einem dumpf klingenden Knall ins Schloß fiel.

Obwohl der Unheimliche sie verlassen hatte und sie sich eigentlich hätte erheben können, blieb sie sitzen. Sie starrte ins leere Zimmer, schüttelte den Kopf und begann von einem Augenblick zum anderen schrill zu lachen.

Es mußte einfach raus. Das war der nackte Wahnsinn, ein Alptraum, eine Halluzination, einfach irre.

Mandy lachte und lachte, beugte sich dabei vor, schüttelte den Kopf. Sie schaffte es sogar, sich mit beiden Handflächen auf die Oberschenkel zu schlagen.

Abrupt stoppte ihr Gelächter. Ebenso hastig stand sie auf. Sie spürte den plötzlichen Schwindel, ihr Kreislauf war überlastet, die letzten Ereignisse hatten ihn stark mitgenommen.

Sie brauchte einen Schluck. Whisky oder Kognak, das war jetzt die Medizin.

Mandy ging zu der Lampe und drehte am Regler, die Lampe nahm an Helligkeit zu und strahlte auch den Barschrank an, der in der Nähe stand.

Sie öffnete eine Klappe. Die Batterie der Flaschen stand in einer Reihe, darüber die Gläser.

Mandy entschied sich für Kognak. Sie goß einen Dreifachen in den Schwenker und prostete sich selbst zu. Dann trank sie in zwei Schlucken das Glas leer.

Die Flüssigkeit wärmte den Magen durch. Sie brachte auch ihren Kreislauf wieder auf Vordermann. Mandy fühlte sich etwas besser, als sie zum Sessel schritt und sich hineinfallen ließ. Dabei starrte sie auf die ausgestreckten Beine und drehte das Glas in ihrer rechten Hand. Es war noch ein Schluck, der getrunken werden mußte.

Sie genoß ihn, hielt die Augen geschlossen, dachte nach. Vor allen Dingen über den Besuch des Kuttenträgers.

Mandy arbeitete im ältesten Gewerbe der Welt. Da war ihr nichts Menschliches mehr fremd, sie hatte schon verdammt viel erlebt, kannte die Tricks der Zuhälter, aber daß jemand in einer Kutte und mit einer silbernen Axt bewaffnet bei ihr erschien, das war ihr neu.

So etwas hatte es nie gegeben, wenn sie sich erinnerte. Daß sie unmittelbaren Kontakt zu Zuhältern gehabt hatte, lag schon einige Jahre zurück, inzwischen gehörte Mandy zu der Klasse Callgirls, die über ihren Kolleginnen schwebten. Sie konnte sich jedoch nicht vorstellen, daß ein Zuhälter neuerdings so auftrat.

Also war der Besucher ein anderer Beschützer gewesen, das jedenfalls hatte er gesagt, wobei sich Mandy fragte, weshalb er sie beschützen wollte und vor wem.

Vor den Zombies!

Da war es wieder, dieses verdammte Wort, das sie so sehr haßte.

Zombies, das waren lebende Tote, Leichen, die aus ihren Gräbern kamen, um Menschen zu jagen.

So jedenfalls hatte sie es in den Filmen gesehen, aber die hatten sie auch angewidert.

Mandy lachte auf. »Quatsch«, sagte sie, »das ist hirnverbrannter Quatsch! Da hat sich einer einen Scherz erlaubt.« Sie nickte sich selbst zu, aber sie erinnerte sich auch daran, daß ihr der Eindringling erklärt hatte, sie sollte zum Fenster gehen und in die Dunkelheit hineinschauen.

Eigentlich war es ja Blödsinn, aber Mandy Waynright erhob sich

trotzdem und schritt auf eines der Fenster zu, von dem aus sie in den parkähnlichen Garten schauen konnte.

Das Gelände lag nicht in tiefer Dunkelheit, denn es brannten einige Laternen, die Mandy hatte aufstellen lassen. Sie standen im Gelände verteilt, besonders dort, wo die Bäume in die Höhe wuchsen und tagsüber viel Schatten gaben.

Jetzt wirkte das Licht wie helle Flecken, die jemand über dem Boden verteilt hatte.

In dieser Nacht wehte ein nur schwacher Wind, der die Zweige der Bäume zittern ließ. Mandy schaute genauer hin – und schrak zusammen, denn sie hatte eine Bewegung gesehen, die nicht in den Garten passen wollte.

Ein Schatten huschte über den Rasen, geriet für einen Moment in den Restschein einer Lampe und war dann wieder verschwunden.

Mandy hatte sich auf diesen Schatten konzentrieren können und festgestellt, daß es sich bei ihm nicht um den unheimlichen Besucher gehandelt hatte. Es war ein anderer gewesen.

Wer aber schlich in der Nacht durch ihren Garten?

Das Mädchen schluckte und fuhr sich nervös durch die Haarpracht. Sollte der Besucher recht gehabt haben? Lief da tatsächlich ein Zombie durch den Garten?

Sie wollte darüber lächeln, selbst das schaffte sie nicht. Es war einfach zu unglaublich und gleichzeitig zu schlimm. Sie mußte über das Problem nachdenken.

Für sie stand fest, daß sie sich auf keinen Fall getäuscht hatte. Jemand befand sich in ihrem Garten. Ob es sich dabei nun um einen Einbrecher handelte oder nicht, sie konnte darüber kein Urteil abgeben. Jedenfalls empfand sie den Unbekannten als Gefahr.

Mandy lief zur Tür und schloß ab. In der Diele blieb sie stehen, atmete tief durch und schaute dabei auf die beiden bis zum Boden reichenden Fenster. Sie hatte diese Scheiben extra einbauen lassen, damit das Haus tagsüber lichtdurchflutet wurde.

In der Nacht drang nur der Schein der Außenleuchte hindurch.

Sie schaute durch die rechte Scheibe.

Dahinter, im Garten, zitterten die kleinen Blätter an den Sträuchern. Auch den schmalen Weg erkannte sie und den roten Lack ihres Wagens, den sie nicht in die Garage gefahren hatte.

Hinter dem Fahrzeug erhob sich eine Gestalt. Mandy sah sie im letzten Augenblick, weil sie sich abwenden wollte.

Jetzt blieb sie stehen – und erstarrte!

Die Gestalt sah furchtbar aus. Riesig kam sie ihr vor. Auf dem Kopf wuchs helles Haar, das bis in die Stirn hing. Das Gesicht war eine schwammige, bläulichweiße Masse. Die Gestalt taumelte nach vorn, hielt sich aber und fiel dann gegen das Fenster. Mandy schrie auf!

***

Der Unbekannte hatte sich nicht abgestützt. Er war mit dem Gesicht vor die Scheibe geprallt und hielt es so fest gegen das Glas gepreßt, daß sich seine Züge verformten und dabei zu einem regelrechten Brei wurden. Er sah einfach widerlich aus.

War das ein Zombie?

Mandy wußte, daß Zombies keine Schmerzen verspüren. So wie diese Gestalt sich mit dem Gesicht vor das Glas preßte, konnte sie keine Schmerzen haben.

Sie wollte wegschauen, aber ihr Blick blieb, wie magisch angezogen, an diesem furchtbaren Bild haften. Zudem bewegte die Gestalt ihr Gesicht noch, rutschte auf und nieder, winkelte dabei die Arme an und preßte die Handflächen gegen das Glas.

So stieß er sich ab, ballte die bleichen Hände zu Fäusten und trommelte gegen die Außenhaut.

Das Glas war sehr stark. Mandy vernahm die dumpfen Geräusche, die in einem bestimmten Rhythmus aufklangen, und sie begriff noch immer nicht, welches Grauen sich hier abspielte.

Wollte der Zombie in ihr Haus? Wenn ja, hätte er es an der Tür versuchen müssen, das dicke Glas konnte er mit seinen Fäusten niemals einschlagen.

Sie wußte auch, daß Zombies nicht denken können. Wenn sie etwas taten, dann geschah es aus einem gewissen Trieb heraus. Sie konnten auch geleitet werden, irgend jemand stand dann im Hintergrund und gab ihnen die Befehle.

Das alles fiel ihr in diesen Sekunden ein, während sie auf die schreckliche Gestalt starrte, deren Arme plötzlich nach unten sanken. Das Trommeln verstummte.

Der Zombie aber blieb.

Er stand leicht schwankend auf seinen Füßen. Das Licht der Außenleuchte streifte sein Haar. Möglicherweise sah es deshalb so hell aus. Mandy hatte die Arme erhoben und ihre Handflächen gegen die Wangen gepreßt. Sie wagte kaum, Luft zu holen, ihre Brust saß irgendwie zu, das Herz schlug viel zu schnell, sie bekam ihre Aufregung nicht in den Griff.

Der Zombie aber blieb – bis zu dem Augenblick, als sich hinter seinem Rücken jemand in die Höhe schob.

»Nein…!« preßte Mandy hervor. »Das … das kann nicht wahr sein. Das ist verrückt …«

Es war der Unheimliche, der sich in die Höhe geschoben hatte.

Dieser Kapuzenmann mit der silbernen Axt, die ebenfalls vom Lichtschein erwischt wurde und reflektierte.

Das Callgirl rechnete mit dem Schlimmsten, doch der Kuttenträger hatte etwas anderes vor.

Er schlug seine linke Hand auf die Schulter des Zombies und riß die Gestalt zurück.

Schwungvoll drehte sich der lebende Tote. Er hielt sich auf den Beinen, obwohl es so aussah, als würde er fallen. Der Kuttenträger ging zurück, er tauchte ein in die Dunkelheit, wobei ihm der Zombie folgte, um seinem Trieb zu gehorchen.

Da befand sich ein Opfer, ein Mensch…

So lief er dem Kuttenträger nach und verließ ebenfalls den Schein der Außenleuchte.

Mandy konnte beide kaum erkennen, aber sie sah, daß sich der Kuttenträger vor dem Zombie nicht fürchtete.

Er griff an.

Etwas schwang durch die Luft, blitzte auf wie ein Silberstreif. Es war die Axt.

Und dann fiel wieder etwas zu Boden.

Mandy Waynright hatte nicht genau erkennen können, was dieser Gegenstand war.

Wahrscheinlich ein Kopf…

Sie preßte ihre Handfläche gegen den Mund, weil sie nicht schreien wollte. Was sie in den letzten Sekunden erlebt hatte, konnte ein normaler Mensch kaum verkraften.

Es war der reinste Terror…

Noch immer starrte sie gegen das Fenster. Irgend etwas mußte geschehen, daran glaubte sie fest, und sie sah, wie sich jemand aus der Dunkelheit des Gartens hervor auf das lange Fenster zubewegte, einen halben Schritt davor stehenblieb und in das Haus starrte.

Kam er jetzt wieder zu ihr?

Nein, der Kuttenträger hatte etwas anderes vor. Durch die Augenschlitze starrte er das Callgirl an, dann bewegte er langsam seinen Kopf vor und zurück.

Er nickte ihr zu.

Es war ein wissendes und gleichzeitig ein abschiednehmendes Nicken. Er drehte sich um und ging davon. Noch einmal bückte er sich und hob etwas auf.

Wahrscheinlich war es der Kopf des Zombies…

Mandy aber blieb im Hausflur stehen. Sie wußte nicht, was sie noch tun sollte. Durch die beiden langen Glasfenster kam sie sich vor wie auf dem Präsentierteller.

Ihre Augen waren groß und hatten jeglichen Glanz verloren. Die Pupillen erinnerten an starre Kugeln.

Mit einem Zittern in den Knien drehte sich das Callgirl um und ging zurück in den Wohnraum. Dort stolperte sie über einen der Sessel und fiel glücklicherweise nicht auf den Boden, sondern in den Sessel hinein, wo sie hockenblieb.

Wie lange sie da gesessen hatte, konnte sie nicht sagen. Sie starrte ins Leere, auch ihr Hirn war leer, weil sie einfach an nichts mehr denken konnte.

Irgendwann hatte sie den Schock überwunden. Zwar fühlte sie sich danach nicht fit, aber es gelang ihr doch, die Gedanken einigermaßen zu sammeln. Mandy begann praktisch mit der Schlußfolgerung. Ihr war klar, daß sie etwas tun mußte.

Sie konnte es einfach nicht so hinnehmen, was da geschehen war.

Wenn sie recht darüber nachdachte, lag in ihrem Garten eine Gestalt ohne Kopf. Das war schrecklich und gleichzeitig ein Fall für die Polizei.

»Ausgerechnet die Bullen«, sagte sie und lachte. Die würden sie fertigmachen, weil ihr niemand glauben würde, was geschehen war.

Wem von der Polizei konnte man denn erzählen, daß sie Besuch von einem Kuttenträger und einem Zombie gehabt hatte?

Da gab es keinen. Die Bullen würden sie einsperren und für verrückt erklärten. Da nutzten dann auch ihre guten Beziehungen zu gewissen Kreisen nichts. Mandy kannte einige Leute, die sich ihrer Dienste erfreut hatten. Aber die würden bestimmt alles abstreiten.

Sie kam sich vor, wie von den Backen einer Zange umklammert, und die drückten fester zu.

Die Frau griff nach den Zigaretten und zündete sich ein Stäbchen an. Hastig saugte sie den Rauch ein, stieß ihn ebenso schnell wieder aus, fuhr durch ihr Haar und starrte zu Boden.

Was sollte sie tun?

Die Polizei ging ihr nicht aus dem Kopf. Sie überlegte hin und her, denn tief in ihrer Erinnerung mußte es etwas geben, über das sie auf geistiger Ebene gestolpert war.

Und diese Tatsache hatte etwas mit der Polizei zu tun. Was es genau war, darauf war sie noch nicht gekommen.

Als sie die Zigarette ausdrückte, erinnerte sie sich wieder. Nicht an die Polizei, dafür an den Namen einer sogenannten Kollegin, wobei der Begriff Name übertrieben war.

Die Kleine hieß Chrysantheme. Sie hatte sich nach dieser Blume genannt, und ihr war ebenfalls etwas Schreckliches passiert. Eine Sache, aus der sie mit heilen Knochen wieder herausgekommen war, dank eines Mannes, der bei der Polizei arbeitete.

Chrysantheme, die nie viel von Polizisten gehalten hatte, war überglücklich gewesen und hatte nur voller Hochachtung von diesem Mann gesprochen. Sie bezeichnete ihn als ihren Lebensretter.

An den Namen konnte sich Mandy nicht erinnern, obwohl sie ihn ein paarmal schon gehört hatte. Er war auch kein normaler Polizist, sondern irgendein Spezialist.

Sie überlegte hin und her, ohne zu einem Ergebnis zu kommen.

Dennoch war sie sicher, daß nur dieser Mann ihr helfen konnte, wenn es hart auf hart kam.

Chrysantheme mußte mehr wissen. Wo Mandy die Kollegin erreichen konnte, wußte sie auch nicht, aber sie kannte andere Mädchen, die wiederum mit Chrysantheme bekannt waren.

Und Mandy Waynright nahm den Hörer, um zu telefonieren…

***

Auch Suko gehörte zu den Menschen, die Leichenhallen nicht mochten, aber in seinem Beruf kam er nicht darum herum, diesen Orten des Todes hin und wieder einen Besuch abzustatten.

So auch an diesem Tag, als man ihn gerufen hatte, damit er sich etwas anschaute, womit sich die Kollegen schon seit einiger Zeit beschäftigten.

Es ging um Leichenfunde!

Genauer gesagt, um Leichen ohne Köpfe!

Ein Unding, eine Sache, die kaum faßbar war. Die jedoch stimmte, denn man hatte die kopflosen Leichname auf Friedhöfen gefunden und festgestellt, daß sie erst weit nach ihrem Ableben dermaßen zugerichtet worden waren.

Wer holte Leichen aus der Erde und schlug ihnen die Schädel ab?

Und wozu das alles?

Die Kollegen standen vor einem Rätsel, und auch Suko konnte keine Antwort darauf geben.

Chiefinspektor Tanner war bei ihm. Selbst für diesen alten, ziemlich abgebrühten Beamten waren die Leichenfunde etwas Schreckliches gewesen. Er hatte deshalb vorgeschlagen, nach dem Verlassen des Schauhauses einen Pub aufzusuchen.

Der befand sich in der Nähe. Ein kleines Lokal, in dem die Theke ein Viereck bildete.

Um diese Zeit war der Pub kaum besucht. Nur drei Gäste standen an der Theke und lasen Zeitung.

Der Keeper, in schwarzer Hose, einem weißen Hemd und weißer Schürze polierte Gläser. Über seine dunkle Hornbrille hinweg schaute er die neuen Gäste fragend an.

»Ich brauche einen doppelten Whisky«, sagte Tanner, der auch im Lokal seinen speckigen Hut nicht abgenommen hatte. Er schob ihn nur etwas weiter in den Nacken.

»Und Sie?« wurde Suko gefragt.

»Mineralwasser, bitte.«

Tanner verzog sein bereits knautschiges Gesicht. »Ist dir der Anblick nicht auf den Magen geschlagen?«

Der Inspektor nickte. »Schon, aber ich meide Alkohol nach Möglichkeit.«

Tanner meinte darauf: »Ich lebe nach dem Wahlspruch: Der größte Feind des Menschen ist wohl – der Alkohol. Doch in der Bibel steht geschrieben, auch Du sollst Deine Feinde lieben. Cheers, Suko.«

»Auf deine Gesundheit.«

Tanner trank, sah Sukos Grinsen, schüttelte den Kopf und fragte:

»Was hast du?«

»Ich wußte nicht, daß du dichten kannst.«

»Meistens Wasserleitungen, aber manchmal überkommt es mich eben. Sorry.«

»Geht es dir jetzt besser?«

Tanner kratzte sich am Kopf. »Ja, ein wenig. Trotzdem…« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht fassen, was da abgelaufen ist. Wer holt eigentlich Leichen aus den Gräbern und schlägt ihnen die Köpfe ab? Was muß das für ein Idiot sein?«

»Keine Ahnung.«

»Jedenfalls könnte das ein Fall für euch werden. Du kannst John ja Bescheid sagen. Weshalb ist er nicht mitgekommen?«

»Er hat eine Verabredung.«

»Dann könnt ihr ja weitermachen.« Tanner griff wieder zum Glas, doch Suko sah die Sache anders. »Ich weiß nicht, aber ich bin nicht der Meinung, daß dieser Fall uns berührt.«

»Weshalb nicht?«

»Wenn jemand Toten die Köpfe abschlägt, hat das nichts mit dämonischen Aktivitäten zu tun. Es sei denn…«

»Was sei denn?«

Suko wiegte den Kopf und trank von seinem Wasser. »Es sei denn«, wiederholte er, »daß wir es nicht mit normalen Toten zu tun gehabt haben, sondern mit lebenden Leichen.«

Der Chiefinspektor begriff sofort. »Zombies also!«

»Ja, die sich aus ihren Gräbern befreit haben und dem Köpfer vor das Schwert oder die Axt liefen.«

Tanner strich über sein Gesicht. »Das muß ich erst mal verkraften«, sagte er. »Wieder einmal Zombies in London. Hatten wir das nicht erst bei diesem verdammten Voodoo-Syndikat?«[1]

»Klar. Leider haben Zombies die Angewohnheit, manchmal sehr, sehr zahlreich aufzutreten.«

»Stimmt auch wieder.«

Suko schaute auf die Zitronenscheibe, die auf der Oberfläche schwamm. »Wenn dem so ist, können wir davon ausgehen, daß sich in London ein Zombiejäger aufhält.«

»Wer könnte das sein?« fragte Tanner mit einem verschmitzten Grinsen auf den Lippen.

»Keine Ahnung.«

»So etwas Ähnliches wie ein Geisterjäger?«

»Ist auch möglich. Nur wird der andere völlig konträre Motive haben.« Suko hob die Schultern. »Die Leichen sind auf demselben Friedhof gefunden worden?«

»Ja, auf dem alten Teil des Hammersmith Cemetery.«

»Der liegt am Stadtrand. Ist das überhaupt dein Gebiet, Tanner?«

»Nein, aber man hat mich eingeschaltet. Tut mir leid, ich bin mit meinem Latein am Ende. Jetzt seid ihr an der Reihe. Gib John Sinclair Bescheid, dann kann es losgehen.«

Suko lachte leise. »Und wie stellst du dir das vor?«

»Ihr könnt doch auf dem Friedhof Wache halten. Wäre nicht das erste Mal, daß ihr…«

»Danke, ich kann mir etwas anderes besser vorstellen.«

»Wie willst du dann an den Köpfer herankommen?«

»Falls wir uns überhaupt mit ihm beschäftigen«, sagte Suko.

»Wenn keine Zombies im Spiel sind…«

»Hör auf!« Tanner räusperte sich. »Woher sollen wir denn wissen, ob die Leichen Zombies gewesen sind?«

»Du wälzt auch immer alles ab!«

Tanner tippte Suko gegen die Brust. »Es ist dein und Johns Job, sich darum zu kümmern. Dafür zahle ich auch dein Wasser.«

»Wie großzügig.«

»Bin ich immer.«

Der Keeper kam, als Tanner mit einem Geldschein knisterte. Der Keeper gab das Wechselgeld heraus und starrte die beiden Männer an, als wäre er froh, sie loszuwerden.

»Sprechen Sie immer über Leichen?«

»Nur wenn wir bei Ihnen sind«, erwiderte Suko. »Sie erinnern uns mit Ihrer bleichen Haut immer an Leichen.«

»Wie toll.«

Suko und Tanner verließen den Pub. Der Inspektor war mit dem Dienstrover gekommen. Er nahm Tanner mit zu seiner Dienststelle und setzte ihn dort ab.

»Wir hören wieder voneinander?« fragte der Chiefinspektor beim Aussteigen.

»Klar.«

»Dann viel Glück.«

Suko fuhr weiter. Noch immer sah er das Bild der drei Kopflosen vor seinem geistigen Auge. Es hatte ihn stärker getroffen, als er zugeben wollte.

Auch im Büro war er sehr nachdenklich. Glenda Perkins sah es ihm an. »Du hattest Ärger?«

»Nicht gerade, aber drei kopflose Leichen sind kein erhebender Anblick, weißt du?«

Sie wurde blaß. »Drei Leichen ohne…«

»Genau, Glenda.«

»Wer macht so etwas?«

Suko hob die Schultern. »Das ist die Frage, um die wir uns wahrscheinlich kümmern müssen. Ist John schon zurück?«

»Nein, noch nicht.«

Suko lachte. »Der wird sich freuen.«

»Oder wundern.«

»Auch das, Glenda…«

***

In jeder Zeit oder in jedem Jahr gibt es Trends. Mal ist maxi in, dann wieder mini, und nicht nur die Mode unterliegt diesen Veränderungen, das gleiche gilt auch für andere Dinge, die angeblich zum Leben der Menschen gehören.

Trendmäßig war auch das Lokal ausgebaut worden, in dem ich mich mit einer gewissen Mandy Waynright treffen wollte. Sie hatte mir am Telefon erklärt, daß es sehr wichtig für sie sei, und sie hatte mich zugleich an einen Namen erinnert, den ich noch gut kannte, weil mir dieses Geschöpf, das sich Chrysantheme nannte, noch in guter Erinnerung geblieben war.

Chrysantheme, die Liebesdienerin mit dem Wohnmobil, die ich vor dem Höllen-See gerettet hatte. Sie war so anders gewesen mit ihrem frechen Mundwerk. Ich hatte seit damals von ihr nichts mehr gehört, und auch Mandy Waynright hatte zugegeben, daß Chrysantheme nur so etwas wie der Aufhänger für unser Treffen gewesen war.

Große Lust hatte ich nicht, aber Mandy hatte eben nicht lockergelassen und mir immer wieder erklärt, wie wichtig unsere Zusammenkunft war.

Ich betrat also das Trendlokal, das eigentlich ein heller Wintergarten war.

Dickes Glas an allen vier Seiten, das sich über den Köpfen der Gäste zu einem breiten Spitzdach zusammenfügte. Die Sonne strahlte zwar dagegen, doch das Glas hielt einen Großteil der Wärme ab.

Zudem arbeitete auch eine Klimaanlage in dem Raum.

Bevor ich die Tür aufstieß, dachte ich noch an Suko, der zu einer Leichenbetrachtung gefahren war. Eigentlich hätte ich mit dabei sein sollen, aber dieses Treffen war mir schon wichtiger und auch angenehmer, wenn ich ehrlich sein sollte.

Die Kühle im Innern ließ die überwarmen Maitemperaturen draußen vergessen. Ich trug ein beiges Leinenjackett, das vom Autofahren Knitterfalten zeigte, und nahm die Sonnenbrille ab.

Ein Café und ein Restaurant beherbergte das Lokal in einem. Die Tische bestanden aus weiß angestrichenem Rattan ebenso wie die Sitzmöbel mit den in hellen Farben bedruckten Kissen. Rosa und Blau

herrschten als Farben vor, dazwischen auch ein mattes Grün.

Wie Mandy Waynright aussah, wußte ich nicht. Deshalb blieb ich stehen und schaute mich um.

Die meisten Tische standen im rechten Winkel zu den Glaswänden. In der Mitte verteilten sich noch fünf runde Tische, wo nur zwei Personen sitzen konnten.

An einem dieser Tische saß eine Frau, die jeden gesunden Mann nervös machen konnte.

Sie trug das rötlich schimmernde Haar offen, so daß die großen, runden Ohrringe zu sehen waren. Ihr Gesicht hatte etwas Katzenhaftes an sich und war nur dezent geschminkt. Die Frau trug eine interessante, weiße, tief ausgeschnittene Leinenbluse. Der schwarze Rock war recht kurz und saß furchtbar eng.

Das mußte sie einfach sein.

Sie hatte aufgeschaut, als ich ins Lokal kam. Jetzt winkte sie zögernd, und ich trat an ihren Tisch.

»Mandy Waynright?« fragte ich.

»Ja.«

»Ich bin John Sinclair.«

Sie starrte mich an, dann verzogen sich ihre Lippen zu einem irgendwie aufatmenden Lächeln. »Ich freue mich«, sagte sie, »daß Sie gekommen sind. Ich freue mich wirklich.«

»Ganz meinerseits.«

»Bitte, setzen Sie sich doch.«

Ich zog einen Stuhl heran und nahm den Duft ihres Parfüms wahr. Er gefiel mir, weil er nicht so süßlich war, eher herb. Kaum saß ich, kam die Bedienung und erkundigte sich nach meinen Wünschen.

Ich deutete auf Mandy Waynrights Kaffeetasse. »Das gleiche bitte.«

»Gern.«

Mandy steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Durch den weißen Filter wirkte sie überlang. Ich gab ihr Feuer, und sie beobachtete mich über die Flamme hinweg.

»In Ihnen hätte ich nie einen Polizisten vermutete, Mr. Sinclair.«

Ich hob die Schultern. »Soll ich das als Kompliment auffassen?«

»Ja.«

»Dann bedanke ich mich.«

Sie lächelte knapp. »Aber kommen wir bitte zur Sache. Ich habe ja mit Chrysantheme gesprochen, und sie war begeistert von Ihnen, auch noch in der Erinnerung.«[2]

»Wie geht es ihr denn?«

Mandy hob die Schultern. »Danach habe ich nicht gefragt.«

Mein Kaffee kam. Ich rührte Zucker um und drückte meine nächste Frage etwas indirekt aus. »Kann ich davon ausgehen, daß Sie im gleichen Gewerbe tätig sind wie Chrysantheme?«

»Nicht direkt…« Sie stäubte ein wenig beleidigt die Asche ab und meinte: »Ich bin ein Callgirl, keine gewöhnliche …«

»Man kann Sie also anrufen und zu sich bestellen.«

»Ja.« Diesmal nickte sie. »Aber ich habe meinen Preis… Manager und Politiker zählen zu meinen Kunden. – Hier geht es aber um eine ganz andere Sache.« Sie lehnte sich auf dem Stuhl zurück.

»Um was geht es dann?«

Sie verengte die dunklen Augen etwas. »Glauben Sie an Zombies?«

Ich schaute auf ihre Finger, an denen zahlreiche Ringe steckten.

An jedem Handgelenk trug sie ein Armband.

»Ich glaube nicht daran, Miß Waynright…«

»Sagen Sie Mandy.«

»Okay, Mandy, ich glaube also nicht daran.«

»Dann hat unser Gespräch keinen Sinn.«

»Moment, lassen Sie mich ausreden. Ich glaube nicht daran, weil ich weiß, daß es Zombies gibt.«

»Ach so.« Sie starrte mich an, als hätte ich ihr eine schwere Mathematik-Aufgabe gestellt.

»So ist es auch.«

Mandy atmete tief aus und nestelte an einem Ring mit blutrotem Stein. »Dann bin ich genau richtig.«

»Hatten Sie denn etwas mit Zombies zu tun?«

»Ja, in der vergangenen Nacht.«

»Und wo?«

Sie beugte sich vor. »Wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle, John, halten Sie mich für verrückt.«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

Sie brauchte eine Zigarette und einen Kognak. Beides bekam sie.

Dann redete Mandy, und ich war ein sehr guter Zuhörer. So unglaubhaft die Geschichte auch klang, sie faszinierte mich trotzdem.

Mandy holte noch alles aus ihrer frischen Erinnerung hervor, sie ging bei dem Bericht richtig mit und geriet ins Schwitzen.

»So, John, jetzt wissen Sie alles.«

Ich nickte.

»Und was sagen Sie?«

Zunächst einmal nichts. Ich schaute mich im Lokal um. Mittlerweile waren mehrere Gäste eingetroffen. Es ging auf den Mittag zu, man wollte etwas essen.

»Sind Sie eigentlich sicher, daß dieser Kapuzenmensch den anderen geköpft hat?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Weil in meinem Garten noch die kopflose Leiche liegt«, flüsterte sie heiser.

Kopflose Leiche! Das war für mich ein Stichwort. Wieder dachte ich an Suko, der gerufen worden war, um sich drei kopflose Leichen anzuschauen. Wenn Mandys Bericht stimmte, hatten wir inzwischen einen vierten Torso. Dahinter steckte System.

»Sie sind sprachlos?«

»Ich denke nur nach.«

»Über mich und meinen Bericht?«

»Auch.«

»Glauben Sie mir denn?«

»Jedes Wort.«

Mandy atmete sichtlich erleichtert auf. »Himmel, da bin ich direkt froh. Ich hatte schon Furcht davor, daß Sie mich auslachen oder einsperren lassen würden.«

»Sie scheinen ein schlechtes Bild von der Polizei zu haben, Mandy.«

»Das stimmt.«

»Lassen wir das. Die Leiche liegt also noch in ihrem Garten?«

»Ja, nahe des Hauses, zwischen den Büschen.«

»Und wo wohnen Sie?«

»In Hammersmith.«

Fast hätte ich mit der Faust auf die runde Tischplatte geschlagen.

Hammersmith also. Das konnte einfach kein Zufall sein, nein, jetzt nicht mehr. Auf einem Friedhof in Hammersmith waren die drei kopflosen Leichen gefunden worden, und Suko hatte sich in ein Schauhaus begeben, das ebenfalls in Hammersmith lag.

»Was haben Sie?« fragte Mandy, der mein ungewöhnliches Benehmen aufgefallen war.

»Ich dachte soeben über etwas nach. Es geht mir um Hammersmith, und ich muß Ihnen sagen, daß nicht nur auf Ihrem Grundstück eine kopflose Leiche liegt.«

»Wo denn noch?«

»Auf dem Friedhof von…«

»In dessen Nähe wohne ich doch!«

»Na bitte. Aber kommen wir noch einmal auf die Gestalt zurück. Sie sind sicher, daß es sich um einen Zombie gehandelt hat?«

Mandy leerte ihr Glas. »Was heißt sicher? Dieser Kapuzenmann hat es mir gesagt.«

»Er kannte sich also aus?«

»Ja, er wollte ihn jagen und hat ihn auch… nun ja, Sie wissen schon.«

»Wenn es tatsächlich bei Ihnen eine lebende Leiche gewesen ist, können wir davon ausgehen, daß es sich bei den drei anderen Gestalten ebenfalls um Zombies gehandelt hat. Ferner ist es dann sicher, daß hier in London oder in Hammersmith jemand herumläuft, der Jagd auf lebende Tote macht. Ein Zombiejäger.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht fassen.«
»Es wird wohl so sein.«
Sie nickte. Ihre Zunge fuhr aus dem Mund und über die Lippen.
»Und was sollen wir jetzt machen?« fragte sie leise. »Ich meine, wie geht es weiter?«
»Das kann ich Ihnen sagen, Mandy. Zunächst einmal werden wir zu Ihnen fahren, weil ich mir den Torso anschauen möchte.«
Sie bekam eine Gänsehaut. »Das ist klar.«
»Außerdem muß er weggeschafft werden. Man kann ihn schließlich nicht dort liegenlassen.«
»Das sehe ich ein.«
»Gut, wir wollen keine Zeit verlieren.« Ich winkte der Bedienung zu, die sehr schnell an unseren Tisch kam. Ich zahlte für Mandy Waynright mit, die sich dafür bedankte.
Bevor wir gingen, legte sie ihre Hand auf meine Finger. »John, ich habe furchtbare Angst vor den folgenden Stunden und auch vor der nächsten Nacht. Können Sie das verstehen?«
»Und wie.«
»Was soll ich denn tun?«
»In der Wohnung oder im Haus bleiben.«
Sie nicke. »Ich wohne tatsächlich allein. Mein Haus ist ein Geheimtip, wenn Sie verstehen.«
»Alles klar.« Ich stand auf, auch Mandy erhob sich. Ihr schwarzer Rock reichte tatsächlich nur knapp bis über die Oberschenkel. Diese Tatsache zog besonders die Blicke der männlichen Gäste wie magisch an. In meinem Beisein schien ihr diese Tatsache unangenehm zu sein, denn sie bewegte unbehaglich die Schultern.
Wir verließen das Lokal. Mandy war mit ihrem Wagen gekommen, einem Cabriolet.
»Ich fahre hinter Ihnen her«, sagte ich.
»Einverstanden.« Ihr zaghaftes Lächeln bewies mir, daß die Angst noch tief in ihr steckte…

***

Die Fahrt durch London war eine Reise ins Verkehrschaos. Wir kamen oft genug nur im Schrittempo voran, wenn überhaupt. Erst auf der breiten West Cromwell Road wurde es besser.
Natürlich hatte ich Zeit genug, über die Berichte des Callgirls nachzudenken.
Wenn alles stimmte, was sie gesehen hatte, mußten wir uns mal wieder warm anziehen. Mir ging es nicht einmal so sehr um die Zombies, für mich war die Person, die sich hinter der Kutte verbarg, viel wichtiger. Der Zombietöter mit der Axt aus Silber.
Wer war er, wo kam er her?

Eine Antwort auf die Frage würde ich wohl erst finden, wenn ich ihm gegenüberstand.

Und wieso gab es auf dem Friedhof in Hammersmith Zombies?

Das war ja auch nicht normal.

Wir würden sehen, und ich war auch gespannt auf Sukos Bericht.

Per Autotelefon rief ich im Büro an, bekam Suko nicht an die Strippe, weil er noch unterwegs war.

»Soll ich ihm etwas ausrichten?« fragte Glenda.

»Nein, ich rufe wieder an.«

»Gut, bis später.«

Wir rollten weiter und mußten dann links ab in die Palliser Road, die den Hammersmith Cemetery an der Ostseite begrenzte.

Ich kannte mich hier nicht aus und war froh, Mandy die Führung überlassen zu haben.

Wir blieben stets in der Nähe des Friedhofs, auch als wir durch kleinere Straßen rollten.

Der Moloch London hatte in Hammersmith seinen stinkenden Atem angehalten. Frisches Maigrün schmückte die Baumkronen, der Wind wehte sachter, die Stadt war keine mehr.

Hin und wieder konnte ich auf das Gelände des Friedhofs schauen. Mächtige Bäume bildeten die Grenze. Niemand sah von außen die weiten Gräberfelder.

Wir rollten am Haupteingang vorbei, wo der Parkplatz voll mit abgestellten Fahrzeugen war. Die linke Heckleuchte flackerte an Mandys Wagen. Wir bogen in eine schmale Straße ein, wo kleine Häuser standen, meist aus den Fünfzigern.

Kinder spielten vor der Tür, Frauen arbeiteten in den Vorgärten, eine kleine Idylle.

Mir trieb es den Schweiß aus den Poren, wenn ich daran dachte, daß in diese »heile Welt« die geballte Macht der gnadenlosen Zombies einbrechen konnte.

Ich rechnete damit, daß auch Mandy in dieser Straße wohnte, doch wir mußten noch einmal nach links fahren und gerieten in eine Sackgasse. Sie war sehr schmal. Rechts und links lagen freie Grundstücke, bewachsen mit Unkraut und dornenähnlichen Hecken, in denen Vögel ihre Nistplätze gefunden hatten.

Am Ende der Sackgasse lag das Haus hinter Bäumen versteckt und umgeben von einem Gitter, das nur durch ein offenstehendes Eingangstor unterbrochen wurde.

Wir rollten auf das Grundstück, über dessen Größe ich mich wunderte, da es bereits parkähnliche Ausmaße angenommen hatte.

Nur zeigte es sich nicht so gepflegt wie ein Park. Viel war verwildert, an einigen Stellen wuchs das Unkraut hoch bis zum Kinn.

Das Gebäude zeigte einen hellen Anstrich und war im Landhausstil

gebaut worden. Auch hier fiel mir der Wintergarten auf. Er lag tatsächlich voll im Trend.

Auf einer mit Kies bestreuten freien Fläche stoppte Mandy und verließ den Wagen.

Ich stieg nicht so schnell aus, ließ meinen Blick an der Fassade entlanggleiten und nickte anerkennend.

»Was denken Sie jetzt, John?« fragte sie.

Ich lachte. »Ich denke daran, daß Sie ziemlich viel verdienen müssen, um so etwas…«

Sie winkte ab. Ihre Antwort fiel in das Zuschlagen meiner Wagentür. »Vergessen Sie es. Das Haus hat mir jemand geschenkt. Ein Scheich aus dem Orient. Er kommt zweimal im Jahr nach London und besucht mich.«

»Wobei Sie es dann abzahlen, nicht?«

»So ähnlich.«

Ich sagte nichts mehr, sondern folgte ihr. Wir gingen an dem vorgebauten Eingang aus Glas vorbei und wandten uns nach links, wo ein Fenster bis zum Boden reichte.

»Hier hat er gestanden und mir in das Haus geschaut«, erklärte Mandy.

Ich suchte nach Spuren. Der Boden war sowieso zertrampelt, deshalb konnte ich auch nichts finden. »Und wo wurde er geköpft?« fragte ich.

Mandy war bleich geworden. »Der Kapuzenmann zog ihn zurück. Kommen Sie mit, John.«

Wir gingen nur ein paar Schritte. Auf dem weichen Rasen wuchs eine kleine Hecke, die mal hätte beschnitten werden müssen. In die Hecke war der Untote hineingefallen, man konnte es noch anhand der geknickten Zweige erkennen.

Mandy ließ mir den Vortritt und wandte sich ab. Verständlich, daß sie den Anblick nicht ertragen wollte.

Ich schaute hin.

Sie hatte recht gehabt. Halb von der Hecke verborgen, fand ich den Torso. Ich sah *kein* Blut, dafür aber Hände, deren teigfarbene Finger gekrümmt waren, als wollten sie im weichen Erdreich noch einen letzten Halt finden.

Der Tote trug kein Leichenhemd, wie es üblich gewesen wäre. Dafür eine schmutzige Hose und ein rötlichgraues Hemd.

»Haben Sie genug gesehen?«

Ich drehte mich um. »Ja«, sagte ich leise, »es reich mir völlig aus. Sie haben nicht gelogen.«

»So etwas erfindet man auch nicht.«

»Kann ich mir denken. Lassen Sie uns ins Haus gehen, ich möchte telefonieren.«

Wir schritten schweigend nebeneinander her. Bei einem Seitenblick

erkannte ich, daß Mandy zitterte. Die Kollegen zeigten sich nicht eben begeistert, als ich sie bat, einen Toten abzuholen. Auf eine genaue Untersuchung durch die Mordkommission konnte verzichtet werden.

Während ich telefonierte, rauchte Mandy hastig und trank auch wieder Kognak. Sie war sehr nervös. Ständig huschte ihr Blick durch eines der großen Fenster nach draußen.

»Man kommt sich vor wie auf einem Präsentierteller«, sagte sie.

»Keine Sorge, tagsüber werden Sie verschont bleiben.« Ich tippte die Nummer meines Büros in das beigefarbene Telefon. Diesmal bekam ich Suko an die Leitung.

»Na, wie war deine Verabredung?«

»Sie hat mir eine kopflose Leiche gebracht«, erwiderte ich trocken und hörte Suko scharf atmen, so überrascht war er.

»Willst du mehr wissen?«

»Klar.«

Ich gab ihm einen stichwortartigen Bericht und hörte auch zu, was er mir zu sagen hatte. Daß ich mich in Hammersmith aufhielt, überraschte ihn ebenfalls. »Da hätte ich ja gleich bleiben können.«

»Wer konnte das zuvor wissen.«

»Richtig.«

»Was hast du jetzt vor?«

»Ich werde ins Büro kommen. Da können wir über alles reden und die Pläne schmieden.«

»Abgemacht, bis später dann.«

Mandy Waynright hatte genau zugehört. »Sie… Sie wollen mich tatsächlich allein lassen?«

Ich ging auf sie zu. »Für eine Weile. Wenn die Kollegen, die ich bestellt habe, verschwunden sind, fahre ich auch. Komme aber am späten Nachmittag zurück, um hier den Abend und die Nacht abzuwarten.«

»Sie rechnen also damit, daß die Zombies kommen?«

Ich wiegte den Kopf. »Unter anderem. Wenn ich ehrlich sein soll, möchte ich auch den geheimnisvollen Zombiejäger kennenlernen. Mich würde wirklich mal interessieren, wer da mit einer silbernen Axt durch die Gegend läuft und Untoten den Kopf abschlägt. Und vor allen Dingen bin ich auf das Motiv dieser mir noch unbekannten Person gespannt…«

***

Suko zeigte sich ein wenig ungeduldig, weil er etwas länger auf mich gewartet hatte als vorgesehen. »Du läßt dir aber heute Zeit.«

»Sorry, es ging nicht eher.« Ich warf mich auf den Schreibtischstuhl und legte die Beine hoch.

Glenda fragte nach Kaffee. »Den könnte ich jetzt vertragen.«

»Dauert aber noch zwei Sekunden.«
»Auf deinen Kaffee warte ich auch Stunden.«
Sie verzog den Mund und ging. Auch Glenda trug Mini. Schwarz und weiß war der Rock gestreift, ihre Sommerbluse paßte sich im neutralen Weiß dem Rock an.
»Wie sieht es aus?« fragte Suko.
Ich deutete mit dem Zeigefinger auf ihn. »Wir beide werden uns trennen.«
»Aber gemeinsam zuschlagen?«
»Hoffentlich.«
»Wie hast du dir das gedacht?«
»Ich bleibe bei Mandy Waynright.«
Suko lachte. »Klar, daß du dir den besten Job aussuchst.«
»Hör auf, ob der wirklich so gut ist, weiß ich auch nicht. Jedenfalls hat sie mich schließlich angerufen. Da bin ich schon verpflichtet, sie nicht allein zu lassen.«
»Verstehe. Und weiter?«
»Würde es dir etwas ausmachen, eine Nacht auf dem Hammersmith Cemetery zu verbringen?«
Suko nickte. »Ja, es macht mir etwas aus. Wahrscheinlich aber gibt es keine Möglichkeit, dies zu umgehen.«
»Richtig.«
»Du bleibst also bei ihr. Wie kommt es, daß sie dort wohnt?«
»Mandy ist ein Callgirl. Das Haus hat ihr ein reicher Gönner geschenkt, du kennst das ja.«
»Kennen nicht gerade. Aber direkt neben einem Friedhof?« Suko hob die Schultern. »Weshalb?«
»Kann ich dir auch nicht sagen. Vielleicht weil die Gegend einsam ist und sich dorthin kaum jemand verirrt, wenn er nicht gerade zu einer Beerdigung will.«
Suko winkte ab. »Soll mir auch egal sein. Welche Zeit hast du vorgesehen?«
»Wenn die Dämmerung hereinbricht, will ich bei ihr sein.«
»Okay, dann bin ich auf dem Friedhof. Soviel ich weiß, sind die Toten an einer bestimmten Stelle gefunden worden, und zwar an der Westseite, wo der alte Teil zu finden ist.«
Glenda kam mit dem Kaffee. Er war frisch und auch heiß, denn ich verbrannte mir fast die Lippen.
»Nicht so hastig«, sagte Glenda und ließ uns wieder allein.
Suko blickte auf die Uhr. »Ich fahre zuvor noch zu Hause vorbei, um mich umzuziehen, du auch?«
»Klar.«
»Dann komm.«
Wir gaben Glenda noch Bescheid, was wir vorhatten, damit sie

unseren Chef, Sir James, informierte.
»Und ihr wollt euch wirklich die Nacht um die Ohren schlagen?« hakte sie nach.
»Ich«, sagte Suko, »er nicht. John hat es besser. Der schlägt sich die Nacht zu zweit herum.«
»Wieso?«
»Sie heißt Mandy und ist…«
Bevor Suko noch mehr erzählen konnte, schob ich ihn durch die Tür. Ich kannte Glenda, sie war nicht nur neugierig, auch etwas eifersüchtig…

***

Als ich bei Mandy Waynright eintraf, erwartete sie mich bereits voller Ungeduld. Kaum hatte ich meinen Wagen ausrollen lassen, da erschien sie an der Tür des Glasvorbaus.
»Endlich, John.«
Ich hämmerte den Wagenschlag zu und schaute mich um. Der Tag war noch nicht vorbei, selbst die Dämmerung ließ sich Zeit. Sie würde in gut einer halben Stunde anbrechen.
»Wie geht es Ihnen?« fragte ich.
In ihren Augen las ich das Gefühl der Furcht. »Schlecht, aber jetzt besser, wo Sie da sind.«
Ich lachte. »Nun ja, ich habe Ihnen ja gesagt, daß sich die Zombies tagsüber kaum blicken lassen, wenn überhaupt.«
»Mal sehen.« Sie gab mir den Weg frei. Mandy hatte sich umgezogen. Sie trug ein hausmantelähnliches Kleid aus weißer Seide, die sich sehr eng um ihren Körper gelegt hatte und praktisch jede Hautfalte genau nachzeichnete.
Viel konnte sie darunter nicht mehr anhaben. Durch einen Gürtel war das Kleid nur locker geschlossen worden. Bei jeder Gehbewegung klaffte es in Höhe der Oberschenkel auseinander, so daß ich die glatte Haut sehen konnte.
Mandy führte mich in den Wohnraum. Auch hier herrschte Glas vor. Alles war weiträumig angelegt worden, und die Einrichtung wirkte ein wenig verspielt. Die beiden Sessel sowie das Sofa zeigten vom Stoff her weiche Pastellfarben, auch der Teppich war flauschig, die Regale glänzten im grauen Lack.
Ich blieb in der Mitte des großen Zimmers stehen und deutete auf das Glas. »Können Sie das nicht abdunkeln?«
Sie nickte. »Ja, es gibt Jalousien, die könnte ich…«
»Später. Ich sage Ihnen noch Bescheid. Kann man auch durch den Keller in das Haus gelangen?«
»Den gibt es nicht.«
»Nicht unterkellert?«

»Nein, das Haus wurde ihn Fertigbauweise erstellt. Ich habe auf den Keller verzichtet, ich brauche ihn nicht.«

»Gut, wie sieht es mit einem zweiten Eingang aus?«

»An der Rückseite, aber den habe ich abgeschlossen.«

»Okay, ich schaue ihn mir trotzdem an.«

»Ja, tun Sie das.« Mandy starrte ins Leere. Dann fragte sie plötzlich: »Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

»Kaffee, bitte.«

»Ist gut.« Sie ging in die Küche. Ich schaute ihr nach. Mandy versuchte zwar, ihre Angst zu unterdrücken, das jedoch gelang ihr nur unvollkommen. Sie zitterte, jede ihrer Bewegungen deutete es an, so perfekt konnte sie nicht schauspielern.

Ich bewegte mich auf den Hinterausgang zu. Er war leicht zu finden. Ich mußte nur den Flur durchqueren, wo noch einige Türen abzweigten. Auch sie waren in Weiß gehalten.

Erst jetzt wurde mir die Größe des Hauses so richtig bewußt. Für eine Person war das verrückt. Hier konnte eine Familie leben und noch die Großeltern mit hineinpacken.

Ich öffnete eine der Türen und schaute in ein leeres Zimmer, in dem es nach Farbe roch. Der Hintereingang bestand aus einer normalen Tür ohne Glaseinsatz. Hier war das Haus auch in konventioneller Bauweise errichtet worden. Man hatte die Mauern weiß verputzt.

Ich prüfte nach, ob der Eingang tatsächlich verschlossen war und konnte zufrieden sein.

Dann ging ich wieder zurück. Kaffeeduft wehte mir entgegen. Ich fand Mandy in der Küche. Sie hockte auf einem Stuhl und rauchte.

Aus der Maschine floß die braune Brühe in die Kanne.

»Es ist gleich soweit, John.«

»Okay, ich kann warten.«

»Waren Sie hinten?«

Ich nickte. »Es ist alles in Ordnung, Mandy. Sie können beruhigt sein.«

»Beruhigt bin ich nie. Das geht überhaupt nicht. Nein, John, nicht in meiner Lage.« Sie schüttelte den Kopf.

»Ja, das ist verständlich.« Ich lächelte ihr zu. »Nur sollten Sie daran denken, Mandy, daß wir beide nicht allein sind. Ich oder wir haben noch eine Rückendeckung.«

»Wen denn?« fragte sie erstaunt.

»Meinen Kollegen Suko.«

»Wie?«

Ich lachte leise. »Ich weiß, Ihnen kommt der Name etwas fremd vor. Suko ist Chinese, aber ebenso ein Polizist wie ich. Er steht im Range eines Yard-Inspektors.«

»Und wo kann ich ihn finden?« Sie tat so, als wollte sie aufstehen

und sich umschauen.

»Nicht hier. Er hält sich auf dem Friedhof auf, um dort die Kontrolle über die Gräber zu haben. Ihr Zombie war ja nicht der einzige. Man hat ja mehrere kopflose Leichen gefunden. Aber das ist unser Problem.«

Mandy schüttelte sich, dann schluckte sie. »Mehrere Leichen, ich kann es kaum fassen, wirklich nicht. Ich meine… dann … müssen wir damit rechnen, daß noch mehr aus dem Grab steigen und uns…«

»Klar!«

»Wissen Sie eigentlich, John, wie groß die Anzahl der Toten auf diesem Friedhof ist?«

»Nein, nicht genau.«

»Wenn die aber nun alle…«

Ich winkte ab. »Soweit wird es nicht kommen, Mandy. Das glaube ich Ihnen einfach nicht.«

»Nun ja, wie Sie meinen, aber…« Sie stand auf, war durcheinander. »Sorry, der Kaffee …« Sie ging hin und nahm den Filter von der Kanne, bevor sie einschenkte. Dabei zitterten ihre Hände etwas, sie vergoß von der braunen Brühe, entschuldigte sich.

Ich nahm Tasse und Untertasse an mich. Zucker besorgte ich mir auch, rührte um und trank die ersten Schlucke. Der Kaffee schmeckte recht ordentlich. »Trinken Sie lieber auch eine Tasse, Mandy. Es ist besser, als immer nur Alkohol.«

»Klar, glaube ich auch.«

Die Antworten irritierten mich etwas. Sie kamen mir vor, als hätte nicht Mandy, sondern eine andere Person sie gegeben. Ich schaute durch das Fenster.

Draußen wurde es dunkler. Wolkenberge »unterstützten« die Dämmerung. Das Wetter sollte sich ändern, die strahlende Sonne und auch die für Mai unnatürliche Hitze waren vorbei. Auch würde es den von der Natur lang ersehnten Regen geben.

Da summte das Telefon, dennoch erschrak die Frau. »Ich gehe«, sagte sie schnell und verließ die Küche.

Allein wollte ich sie nicht lassen und folgte ihr. Mandy hielt den Hörer bereits in der Hand, sie sprach aber nicht, hörte nur zu und war noch blasser geworden.

Ich stellte mich so hin, daß sie mich ansehen konnte. Auf meinen fragenden Blick hin drückte sie einen Knopf am Telefon, so daß ich über einen Lautsprecher mithören konnte und ebenfalls die dumpf und rauh klingende Stimme des Anrufers vernahm.

»Es ist aus, meine Liebe. Es ist aus…«

»Wieso?«

»Ich bin da, ich werde sie jagen. Ich werde mein Versprechen erfüllen. Ich köpfe sie.«

»Wer… wer sind Sie?«
»Dein Beschützer. Ich bin in der Nähe. Ich weiß, daß du Besuch hast. Er will mich, aber ich bin stärker. Tu dir selbst einen Gefallen. Schicke ihn weg. Los, weg mit ihm!« Aus dem Klang der Stimme wurde so etwas wie ein Röcheln.
Ich war mit einem großen Schritt bei Mandy und nahm ihr den Hörer aus der Hand. »Hallo, wer sind Sie? Melden Sie sich bitte! Sagen Sie mir Ihren Namen…«
Nichts, aufgelegt. Ich hörte nur den üblichen Dauerton.
Den Hörer legte ich fast behutsam auf. Mandy ging von mir weg und setzte sich in einen Sessel. Sie sah aus, als stünde sie kurz davor, ins Jenseits zu gehen. »Das war er«, hauchte sie, »das genau war er, John.«
Ich nickte. »Haben Sie seine Stimme erkannt?«
»Wie meinen Sie das?«
»Kam Ihnen die Stimme bekannt vor? Haben Sie sie schon einmal gehört? Ich meine nicht, daß er zu Ihnen als Besucher gesprochen, hat, sondern schon vorher. Kann er ein Bekannter von Ihnen gewesen sein, Mandy?«
»Weiß ich nicht.«
»Bitte, Mandy, überlegen Sie. Denken Sie nach. Es muß doch etwas geben, an das Sie sich erinnern.«
»Ich habe die Stimme nie zuvor gehört. Nur immer unter der Kapuze. Da klang sie verändert.«
»Klar, das wissen wir jetzt. Was aber könnte ihn veranlaßt haben, sich bei Ihnen als Beschützer aufzuspielen?«
»Keine Ahnung, wirklich nicht.«
Ich räusperte mich. »Wenn jemand einen anderen beschützen will, Mandy, muß er ihn zumindest kennen. Meinen Sie nicht auch?«
»Ja, das schon, aber…« Sie wußte nicht mehr weiter. Ihre Antworten glichen mehr einem Stottern.
Ich schluckte den Rest Kaffee und stellte die Tasse ab. Dann zündete auch ich mir eine Zigarette an, trat an eines der großen Fenster und schaute in den Garten.
Als es dunkler geworden war, hatte sich die Lichtautomatik eingeschaltet. Einige Laternen brannten auf dem Gelände und verstreuten ihren Schein. Hellgelb floß er über das Blattwerk der Sträucher und Bäume. Es war etwas windiger geworden. Das Gras neigte sich zur Seite, weil es sehr lang gewachsen war und unbedingt einmal hätte gemäht werden müssen. Über dem Garten lag der Himmel als graue, wolkige Wand. Dazwischen schimmerten helle Flecken, die letzten Strahlen der Sonne.
Ich drehte mich wieder um. Mandy starrte zu Boden. »Er wird kommen«, sagte sie leise. »Ich bin fest davon überzeugt, daß er

kommen wird. Dann geht es uns schlecht.«

»Warten wir es ab.«

»Sie sind so gelassen?«

»Was soll ich mich aufregen? Es ist nun mal so, daß wir nichts dagegen tun können. Aber ich sage Ihnen, daß sich zuvor die Zombies zeigen werden.«

»Meinen Sie!«

»Klar, dieser unbekannte Anrufer hat von einem Auftrag gesprochen, den er zu erfüllen hat. Ich kenne den Auftrag nicht, doch er scheint mir ziemlich prekär zu sein.«

»Der Ausdruck ist gut.« Sie warf den Kopf zurück und lachte kratzig. Dann stand sie auf.

»Wohin wollen Sie, Mandy?«

»Unter die Dusche. Ich habe so geschwitzt.«

»Gut. Wo ist das Bad?«

»Kommen Sie mit.« Mandy führte mich aus dem Raum, wieder durch den Flur und ging nach links, wo sich ihr Schlafzimmer mit dem französischen Bett befand.

Unter der Decke sah ich einen Spiegel, ansonsten war alles in Weiß gehalten. Vom Schlafzimmer aus führte eine zweite Tür in das Bad. Zusammen mit Mandy betrat ich den ziemlich geräumigen Raum, wo eine ovale Wanne ihren Platz gefunden hatte. Ihr gegenüber stand eine Dusche. Auch hier reichte ein Fenster bis hinab zum Boden. Es bestand aus normalem Glas, war also durchsichtig.

»Wollen Sie baden oder duschen?«

»Duschen.«

»Gut.«

Sie drehte sich um und öffnete dabei den Gürtel des seidenen Hausmantels. »Wenn Sie sich auch abkühlen wollen, John. Sie können ja nach mir oder wir zusammen…«

»Nein, nein, ich bin hier, um Sie zu beschützen, Mandy.«

»Das eine schließt das andere doch nicht aus.« Sie streifte mit einer geschickten Bewegung der Schulter den Bademantel ab, der vor ihren Füßen zusammenfiel.

Mandy hatte eine tolle Figur. Da paßte einfach alles. Nicht zu knochig, auch nicht zu dick. Genau die Maße, die man sich eigentlich wünschen konnte.

Ich nickte ihr zu. »Dann nehmen Sie mal Ihre Dusche, Mandy. Ich werde solange warten.«

»Schade«, erklärte sie mit einem lockenden Lächeln auf den Lippen.

»Was ist schade?«

»Daß Sie warten.«

»Was wollen Sie machen? Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps.« Mit diesen Worten verließ ich den Raum…

***

Immer ich, dachte Suko, als er über den Friedhof schritt. Immer auf die Kleinen. Dabei lächelte er jedoch, denn er sah seine Arbeit als nicht so schlimm an.

Der Hammersmith Friedhof sah von oben aus wie ein rechteckiges Brett mit einem Griff daran. Er besaß mehrere Eingänge, große Gräberfelder, auch einige Leichenhallen und war gleichzeitig auch Arbeitsplatz für zahlreiche Menschen.

Gärtner, Totengräber, Sargträger, Maurer und andere. Als er den Friedhof betrat, vermischte sich die Ruhe des Feierabends mit der Ruhe der in der Erde liegenden Toten.

Der Inspektor hatte den Dienstwagen vor einem der westlichen Eingänge geparkt. Dieser Eingang lag ziemlich in der Mitte, allerdings auch nahe am alten Teil des Friedhofs, der diesen »Brettgriff« aufwies. Man hatte noch etwas von der Ursprünglichkeit gelassen. Wer hier damals begraben worden war, lag nicht in diesen kleinen Reihengräbern, sondern in Gruften und in großen Familiengräbern.

Es war windiger geworden. Wenn der Wind durch die Blätter fuhr, hörte Suko auch das Rauschen. Sie bewegten sich, als wären sie von Händen geschüttelt worden, kippten dabei und gaben durch ihre Unterseiten einen matten Glanz ab.

Die alten Grabstätten standen oftmals versteckt unter den Zweigen der Laubbäume oder fügten sich in die Buschreihen hinein.

Die Dämmerung kroch über den Friedhof. Noch einmal meldeten sich die zahlreichen Vögel, als wollten sie mit ihrem Zwitschern den Tag allmählich verabschieden.

Suko war vorsichtig. Er schaute sich immer wieder um, denn er dachte nicht nur an aus dem Grab gekletterte Zombies, sondern auch an den Unheimlichen mit der Silberaxt, von dem John Sinclair berichtet hatte. Dabei gingen wir davon aus, daß sich diese Gestalt auf dem Friedhof herumtrieb und Jagd auf Zombies machte.

Sukos Gesicht blieb angespannt. Es gefiel ihm nicht, daß die Schatten immer dichter wurden, eine dunkelgraue Farbe annahmen und vieles verdeckten.

Suko erreichte eine Wegkreuzung. Es war eigentlich egal, in welche Richtung er sich weiterbewegte, aber er wollte auch den Platz finden, an dem die Zombies ihre Gräber verlassen hatten.

Wenn er nachrechnete, waren es vier. Drei Kopflose hatte er gesehen, um den vierten hatte sich John gekümmert.

Von Chiefinspektor Tanner wußte der Chinese, wo die Gräber ungefähr lagen. Er mußte nach rechts gehen und erreichte einen dunklen Teil des Friedhofs, wo Bäume standen, die schon viele Jahrzehnte auf dem Buckel hatten.

Knorrig streckten sie die Arme aus, berührten sich, als wollten sie

sich gegenseitig verschlingen. Umrahmt von einem dichten Unterholz, in dem die Grabsteine oftmals nicht mehr zu sehen waren, weil die Natur sie eben zugewuchert hatte.

Auch Suko benötigte ein Hilfsmittel, um sich orientieren zu können. Er nahm seine Stableuchte und ließ den Strahl über den Boden wandern.

Er tastete sich auch ins Unterholz hinein, erfaßte Grabsteine und ließ deren Flächen silbrig glänzen. Viele Steine waren mit Moos überwachsen oder wurden durch Efeuranken umschlungen, als wollten diese die Steine erwürgen.

Sein Ziel fand er noch nicht, bis er wieder eine Kreuzung erreichte, wo noch einer dieser alten Wasserbottiche stand. Ihm gegenüber sah Suko eine Bank, und auf ihr hockte eine Gestalt, die zusammengesunken wirkte, als wäre sie eingeschlafen.

Die Gestalt hatte den Ankömmling gesehen. Es war ein Mann. Er trug einen dunklen Hut auf dem Kopf. Die Krempe war tief in die Stirn gebogen und verdeckte einen Teil des Gesichts.

War das der Kuttenträger?

Suko konnte es nicht glauben. Der Kapuzenmann gehörte bestimmt nicht zu der Sorte Mensch, die sich auf eine Bank setzten und Schnaps tranken. Das tat der andere. Obwohl Suko ihn noch nicht erreicht hatte, wehte ihm bereits eine Ginfahne entgegen.

»Das ist mein Abendbrot«, sagte der Schlapphutträger und schlug mit der flachen Hand neben sich. »Komm mein Freund, setz dich zu mir. Ich habe noch einen Schluck übrig.«

»Nein, danke, aber setzen kann ich mich.«

»Wie du willst, Bruder.«

Suko stellte fest, daß der einsame Schluckspecht noch nicht so alt war. Er sah in dessen Gesicht, das zwar von dunklen Bartschatten umgeben war, doch die Haut zeigte kaum Falten.

»Bist du öfter hier?«

»Ja, das ist meine Heimat.«

»Dann kennst du dich hier aus?«

»Und wie.« Er lachte. »Mich kennt auch jeder. Pete, also ich bin so etwas wie das Faktotum des Friedhofs. Ich lebe auch tagsüber auf dem Gelände.« Er vollführte eine Handbewegung, als würde ihm alles gehören. »Hin und wieder gibt man mir einen Job. Dann pflege ich Gräber und wasche auch Leichen, verstehst du?«

»Klar.«

»Erst heute morgen habe ich wieder welche gewaschen.«

»Wo?«

»In der großen Leichenhalle. Das heißt, in einem Anbau. Dort sind sie aufbewahrt worden. Drei Männer.«

»Die richtig tot waren?« fragte Suko.

Pete überlegte und nahm dabei einen Schluck. Er leerte die Flasche, warf sie zu Boden und schüttelte den Kopf. »He, was redest du da so komisch, Mann? Wie heißt du überhaupt?«

»Du kannst Suko sagen.«

»Bist du ein Gelber?«

»Chinese.«

»Klar, meine ich auch. Ich habe mich nur über deine Frage gewundert. Klar, ich wasche Tote. Sie sind immer tot, wenn ich sie wasche. Du kannst vielleicht komisch fragen.«

Suko wiegte den Kopf. »Das geschah ja nicht ohne Grund, wie du dir denken kannst.«

»Nein?«

»Wenn du dich hier auskennst, dann wirst du auch wissen, daß es hier einige Vorfälle gegeben hat…«

Pete erstarrte. »Die von innen aufgebrochenen Gräber und die Leichen ohne Köpfe?«

»Sehr richtig.«

»Du weißt Bescheid.« Pete setzte sich so hin, daß er Suko von der Seite her anschauen konnte.

»Ich würde mir die Gräber gern einmal ansehen, wo es geschehen ist.«

»Bist du deshalb hier?«

»Ja.«

Pete stand auf und fluchte. Dann sagte er: »Irgendwie riecht es hier komisch. Wie auf einer Weide.«

»Sag nur nicht nach Bulle.«

»Das habe ich aber gedacht.«

»Okay, ich will ehrlich sein. Ich bin tatsächlich Polizist. Komisch, nicht wahr?«

»Überhaupt nicht. Ich habe mir denken können, daß ihr nicht lockerlaßt. Aber was wißt ihr schon?«

»Zum Beispiel, daß es lebende Leichen gibt.«

Pete drehte sich hastig um. »Tatsächlich?«

»Ja.« Auch Suko stand auf. »Willst du mir die Gräber nun zeigen oder nicht?«

»Meinetwegen.«

»Ist es weit?«

»Kaum.« Pete grinste und schob seinen Hut nach hinten, weil ihn die Krempe doch störte. »Ich kenne eine gute Abkürzung, die können wir nehmen, dann ist alles klar.«

»Dann geh mal vor.«

Die Abkürzung erwies sich als ziemlich schwierig. Suko kam sich manchmal vor, als würde er über einen schmalen Dschungelpfad gehen, der zudem noch zugewachsen war.

Pete ging vor. Suko vertraute ihm völlig, denn der neue Verbündete wand sich schlangengleich an den manchmal kaum erkennbaren Grabsteinen entlang. Er war tatsächlich hier zu Hause.

Laternen standen auf diesem Teil des Friedhofs zwar, aber ihre Lampen und Glasbehälter waren zu Zielscheiben zerstörungswütiger Idioten geworden.

Kein Licht fiel über das Gelände, und auch der blasse Mond versteckte sich hinter Wolken.

Noch konnten sie etwas erkennen und mußten über eine Hecke springen, um das Ziel zu erreichen.

Es war keine direkt freie Fläche, die vor ihnen lag, aber sie war auch nicht so zugewachsen wie der Pfad. Bäume umstanden sie, auf dem Boden wuchs dichtes Gras, aus dem sich die grauen Steine hervorhoben. An einigen Stellen war der Boden aufgewühlt, als hätten gewaltige Hände von unten her alles in die Höhe getrieben.

Grassoden vermischten sich mit lehmbraunen Klumpen. Teile eines Wurzelwerks schauten aus der Erde hervor wie bleiche, krumme Finger.

»Hier ist es geschehen«, sagte Pete und deutete schräg in die Tiefe. »Genau hier.«

Suko suchte die Stelle ab. Er schaltete auch die Lampe ein, damit er mehr sehen konnte.

Die aufgewühlte Erde war teilweise wieder eingesackt, als hätte sie die Gräber von allein füllen wollen. Der Inspektor kniete sich und untersuchte den Boden auf Spuren.

Einige waren noch vorhanden. Plattgetretenes Gras, das durchaus von Fußspuren stammen konnte oder auch von Körpern, die es nach unten gedrückt hatten.

»Da findest du nichts mehr«, sagte Pete.

Suko stand auf. »Ich weiß.« Er drehte sich zu Pete um, der seine Jacke enger um die Schultern gezogen hatte.

»Irgendwie ist mir kalt.«

»Ja, das Wetter ändert sich. Eine andere Frage. Weißt du eigentlich, was hier genau vorgefallen ist?«

»Die Toten kamen zurück.«

»Richtig, aber dann ist jemand erschienen, der ihnen die Köpfe abgeschlagen hat.«

Pete nickte. Er faltete dabei unbewußt die Hände. »Das… das habe ich gehört.«

»Nicht gesehen?«

»Doch, ich sah die Leichen.«

Suko nickte. »Aber hast du auch den anderen gesehen? Den Köpfer? Die Gestalt, die hier auf dem Friedhof herumschleicht und die Zombies jagt. Er soll eine Kutte und eine Kapuze tragen und mit einer

silbernen Axt bewaffnet sein.«

Pete starrte ihn an. »Stimmt das?«

»Weshalb sollte ich lügen? Es gibt diesen Zombiejäger. Er hat die Toten noch einmal richtig umgebracht. So paradox es sich anhört, aber es ist eine Tatsache.«

Pete rieb über sein Kinn. »Das ist schon komisch«, sagte er, »aber ich kann dazu nichts sagen. Den Kuttenmann habe ich nie hier gesehen.«

»Auch nichts von ihm gehört?«

»Nein!«

»Schon gut. Ich selbst habe ihn auch nicht gesehen, aber ich rechne damit, daß er mir über den Weg läuft.«

Das gefiel Pete überhaupt nicht. Er schaute sich vorsichtig um, als hätte er Angst. »Wenn man das so sieht, sollte ich doch lieber verschwinden.« Er hob die Schultern. »Andererseits ist es so, daß er mir vielleicht nichts tun wird, sondern sich um Zombies kümmert – oder?«

»Davon könnte man ausgehen.«

»Sicher bist du auch nicht?«

»Nein.«

»Rechnest du damit, daß noch mehr Leichen aus den Gräbern kommen, damit der andere sie jagen kann?«

»Ja.«

Pete schaute Suko an und verfiel dabei in ein tiefes Brüten. »Es ist alles seltsam«, sagte er. »Wenn ich so recht darüber nachdenke, wird mir irgendwie komisch.«

»Weshalb?«

»Weil ich gerade an die drei Leichen denken muß, die ich heute morgen gewaschen habe.«

»Stimmte mit ihnen etwas nicht.«

Er wiegte den Kopf. »Ich weiß es nicht so genau. Ich muß darüber mal nachdenken.«

»Bitte.«

Pete holte zunächst tief Luft. »Also, es ist so. Ich habe sie gewaschen, und ich habe auch im Leichenwaschen Routine, das kannst du mir glauben. Ich weiß, wie sich ein Toter anfühlt. Ich kann, wenn ich mit meinen eigenen Händen über die nackte Haut streiche, dir genau sagen, wie lange er ungefähr tot ist. Das alles kann ich machen, das ist überhaupt kein Problem für mich.«

»Bitte weiter.«

»Bin schon dabei. Und heute morgen, als ich die Leichen wusch, da hatte ich tatsächlich das Gefühl, als lägen keine frischen Toten vor mir, sondern schon ältere.«

Zwischen den beiden Männer entstand eine längere Schweigepause. Mit dieser Aussage hatte Suko wahrlich nicht gerechnet. Er wußte

auch nicht, was er erwidern sollte und fragte nur: »Bist du dir denn hundertprozentig sicher?«

»Ja, genau. Ich habe Routine. Da bin ich schon fast ein Künstler, wenn du verstehst.«

»Ich wäre dafür, daß wir uns die drei Leichen einmal genauer anschauen. Führe mich hin.«

Selbst Pete, der seine Tage und Nächte auf dem Friedhof verbrachte und den eigentlich nichts erschüttern konnte, erschrak.

»Was soll ich? Dich hinbringen?«

»Genau.«

Pete zerrte an seiner Hutkrempe. »Das ist… das ist aber nicht gut. Ich meine, ich kann dir den Weg …«

»Hast du Angst?«

»Richtig.« Er nickte heftig.

»Keine Sorge, ich bin bei dir und habe auch Waffen, mit denen man den Untoten beikommen kann.«

»Wie auf…« Suko sprach nicht mehr weiter, denn er sah, wie sich Petes Augen weiteten. Sie wurden zu regelrechten hellen Flecken, auch der Mund öffnete sich, und plötzlich begann bei ihm das große Zittern. »Hinter dir … hinter dir …«

Suko fuhr auf der Stelle herum.

Zunächst sah er nichts, nur eben die hochwachsenden Bäume mit dem Unterholz dazwischen.

Genau in einer Lücke stand der Kuttenträger!

***

Er selbst bewegte sich nicht. Nur der Wind, der mit den Gräsern spielte, ließ den unteren Teil der Kutte so aussehen, als würde sie laufend Falten werfen.

Es war ja nicht nur der Unheimliche an sich, er hatte auch sein Mordinstrument mit dabei.

In der Rechten hielt er die silberne Axt. Sie war sehr lang, der Stiel zeigte eine geschwungene Form, und die Schneide der Axt verschwand im hohen Gras.

Pete wurde von einer so großen Furcht übermannt, daß er sogar mit den Zähnen klapperte. Suko aber handelte. Die Chance war günstig. Er hielt noch die Leuchte in der Hand, auch wenn sie ausgeschaltet war. Als er sie jedoch in die Höhe schwang, knipste er sie an, und der Strahl erfaßte das Ziel.

Punktgenau leuchtete er die Gestalt an!

Es war das unter der Kapuze verdeckte Gesicht der Gestalt, wo nur die Schlitze für die Augen zu sehen waren.

Sekundenlang geschah nichts. Die beiden starrten sich an. Dann aber tat Suko etwas, womit sein Gegenüber nicht gerechnet hatte.

Der Inspektor setzte eine sehr starke Waffe ein.

Blitzschnell umfaßte er seinen von Buddha ererbten Stab und rief ein einziges Wort:

»Topar!«

***

Jeder, der dieses Wort hörte, erstarrte für die Zeitspanne von fünf Sekunden.

Gleichzeitig wurde die Zeit für diese fünf Sekunden angehalten, und nur der Rufer konnte sich bewegen.

Pete war zur Statue geworden, der andere ebenfalls. Das genau hatte Suko gewollt.

Er jagte auf ihn zu.

Fünf Sekunden konnten viel sein, aber auch verdammt wenig.

Suko jagte mit gewaltigen Sätzen vor. Der Kuttenträger und Zombie-Killer rührte sich nicht vom Fleck, und Suko bahnte sich seinen Weg. Als er ihn erreicht hatte, wußte er nicht, wieviel Zeit vergangen war, doch sie stand noch still, und Suko griff mit der Rechten zu.

Er wühlte seine Finger in den Stoff der Kapuze hinein, rechnete damit, sie abreißen zu können, doch seine Finger tauchten ein in eine weiche Masse, an der die Kapuze festklebte.

Dann war die Zeit um.

Jeder konnte sich wieder bewegen, auch der Kuttenträger, und der nutzte die Spanne aus.

Suko hatte noch etwas mit der Überraschung zu kämpfen, deshalb traf ihn der Tritt auch völlig unvorbereitet. Das Knie wühlte sich in seinen Magen, Suko würgte, kippte nach vorn, schlug selbst reflexartig zu und hämmerte seine Handkante dabei gegen den vom Stoff verdeckten Hals des Unheimlichen.

Der rammte ihn mit der Schulter.

Ein zu heftiger Stoß für Suko, der die Balance verlor und auf den Rücken fiel.

Im Gras blieb er liegen, und der Unheimliche riß die Axt hoch.

Pete schrie auf, er wußte ebenso wie Suko, was nun folgen würde.

Die Axt raste nach unten, hinterließ einen silbrigen Reflex und hätte Suko in der Brust erwischt.

Mit einer blitzschnellen Rollbewegung nach rechts brachte sich der Inspektor aus der Reichweite. Er hörte noch einen dumpfen Laut, als die Schneide in den Boden raste, für einen winzigen Augenblick steckenblieb und wieder hervorgezogen wurde.

Da schnellte Suko bereits hoch und umklammerte einen Baumstamm, um sich hinter ihm in Deckung zu drehen.

Der Zombie-Killer griff nicht mehr an. Er hatte sich auf der Stelle gedreht und ergriff die Flucht.

Der Chinese verlor wertvolle Sekunden. Als er endlich die Verfolgung aufnahm, da brach die Gestalt bereits vor ihm durch das Unterholz, wobei sie auf nichts Rücksicht zu nehmen brauchte. Sie kannte sich aus und schlug sich den Weg auch mal frei. Hinzu kam die graue Dämmerung, die den Flüchtenden regelrecht verschluckte, so daß Suko das Nachsehen hatte.

Es war sinnlos, weiter hinter dem Kuttenträger herzurennen. So kehrte er zurück und fand einen an allen Gliedern zitternden Pete vor, der immer nur den Kopf schüttelte und überhaupt nicht wußte, was er noch sagen sollte.

Dann keuchte er: »Du… du lebst?«

»Ein Zombie bin ich nicht.«

Pete nickte. »Verdammt, es hatte so ausgesehen, als hätte er dich in der Mitte geteilt.«

»Aber nur fast. Ich war schneller. Jedenfalls weiß ich, daß er nicht nur Zombies töten will.«

»Ja, das stimmt. Wenn ihm jemand auf die Spur kommt, bringt er ihn um. Mann, deine Nähe ist wirklich lebensgefährlich geworden, Suko. Ich glaube, ich werde mich verziehen.«

»Erst gehen wir zur Leichenhalle.«

»Was?« staunte Pete. »Da willst du noch immer hin? Hast du denn die Nase nicht voll?«

»Nein, es geht richtig los!«

»Du mußt ein besonderer Bulle sein!« staunte er.

»Es hält sich in Grenzen.« Suko säuberte seine Kleidung, so gut es möglich war, vom Lehm und zupfte auch Grashalme ab, die am Stoff der Hosen klebten.

Pete mußte noch »getreten« werden. Suko schob ihn in eine andere Richtung, damit er endlich losging. Dann stolperte Pete neben ihm her und brabbelte vor sich hin.

»Sag mal, hast du auch einen Nachnamen?«

»Quiller.«

»Okay, Pete Quiller, jetzt reiß dich zusammen. Noch einmal lassen wir uns nicht überraschen.«

»Nach der Leichenhalle mache ich nichts mehr.«

Suko schob einen quer vor ihm wachsenden Ast zur Seite. »Das brauchst du auch nicht.«

Sie hatten inzwischen das dichte Gelände verlassen und den Weg erreicht, auf dem sie besser vorankamen. Obwohl sie sich beeilten, blieb Suko noch immer sehr wachsam. Mit Argusaugen schaute er in die Düsternis hinein und suchte auch die dicht bewachsenen Ränder des Weges ab, ohne allerdings etwas Verdächtiges entdecken zu können. Wenn der Kuttenträger sie verfolgte, stellte er es geschickt an.

Suko dachte auch über die Gestalt nach. Besonders über die Szene,

als er dem Unheimlichen die Kapuze hatte vom Schädel reißen wollen. Da waren seine Finger fast in einer weichen Masse versunken, so daß er sich fragen mußte, wer und was sich wohl unter dem Stoff verbarg.

Ein Mensch? Ein Mutant, ein menschenähnliches Wesen? Da kam eigentlich viel in Frage, und Suko schwor sich, daß er sich irgendwann einmal bessere Karten besorgte.

Pete Quiller atmete schwer. Er war das schnell Laufen nicht gewohnt und hatte auch keine richtige Kondition. Immer öfter wischte er sich Schweiß von der Stirn, räusperte sich mehrmals hintereinander und holte auch saugend Luft.

»Was ist?« fragte Suko.

»Nichts, gar nichts. Ich möchte nur meinen Kopf noch einige Jahre behalten.«

»Das wirst du auch schaffen. Eine andere Frage: Wo finden wir das Leichenschauhaus? Auf dem alten oder dem neuen Teil des Friedhofs?«

»Ungefähr in der Mitte. Die Leichenhalle ist vor zehn Jahren gebaut worden, ist schlicht gehalten und eher unauffällig.«

»Du kennst dich aus.«

»Das ist mein Job.« Quiller lachte, gab aber keine weiteren Erklärungen ab.

Der Weg hatte an Breite gewonnen. Sie liefen teilweise über dünnen Kies, und ihre Schritte hinterließen auf der helleren Unterlage ein helles Knirschen.

Vor ihnen weitete sich das Gelände.

Hätte der Mond am Himmel gestanden, wäre sein Licht sicherlich auf den runden Vorplatz vor der Leichenhalle gefallen. So aber sah alles sehr dunkel aus, auch das Haus stach nur wie ein grauer Schatten ab.

»Da sind wir«, sagte Quiller.

Suko blieb stehen und schaute sich um. Es war nichts Besonderes oder Verdächtiges zu sehen. Wie dunkles Blei wirkten die Scheiben an den Wänden der Leichenhalle. Die Mauern bestanden aus rötlichbraun schimmernden Ziegeln. Das Dach war dunkler.

Pete stellte sich scheu an. Er zögerte, auf das Gebäude zuzugehen.

»Willst du nicht allein rein?«

»Du kennst dich besser aus. Zudem nahm ich an, daß die Tür abgeschlossen ist – oder?«

»Stimmt, aber ich habe den Schlüssel.«

»Dann komm.«

Quiller beschwerte sich noch, doch Suko zeigte kein Pardon. Er faßte ihn hart am Ellenbogen und schob ihn auf die Leichenhalle zu.

Eine Tür hatte er noch nicht entdecken können. Sie mußten an die Schmalseite gehen, wo sich der Eingang befand.

Bleigrau war die Doppeltür. Suko deutete auf das Schloß, und Quiller

nickte. Mit zitternden Fingern schloß er auf.

»Geh rein!« sagte Suko.

Mit eingezogenem Kopf und gebeugt betrat Quiller die Leichenhalle.

Suko hielt sich dicht hinter ihm. Der typische Geruch wehte ihm entgegen. In der Kühle vermischten sich die Düfte von irgendwelchen Pflanzen, Sträuchern und auch ein schwaches Parfümaroma.

Sie gingen an der Frontseite der Bankreihen vorbei und bemühten sich, leise aufzutreten, obwohl sie niemand hören konnte.

Durch eine Seitentür gelangten sie in einen schmalen Gang, in dem es nach Bohnerwachs und Desinfektionsmitteln roch. Auch hier sahen sie in der Wand die Ausschnitte der Türen.

»Wohin?« fragte Suko.

»Rechts.«

»Okay, geh vor.«

Quiller hatte den Zugang zu seinem Arbeitsplatz nicht abgeschlossen. Vorsichtig wie ein Dieb schob er die Tür nach innen. »Sie liegen noch nicht in den Särgen. Ich habe sie nur gewaschen und dann auf den Tischen ruhen lassen.«

»Schon gut.«

»Soll ich Licht machen?«

»Ja.«

Quiller huschte nach rechts. Zielsicher fand er den Schalter, kippte ihn, und unter der Decke begann das Flakkern der Lampen. Sekunden später waren sie strahlend hell.

Drei Waschtische standen nebeneinander. Sie waren aus einem Kunststoffguß hergestellt worden, aber das alles interessierte die beiden Männer nicht.

Die Überraschung traf sie abermals wie ein Schlag in die Rippen.

Alle drei Tische waren leer!

***

Pete Quiller gab einen Laut von sich, den Suko nicht identifizieren konnte. Dabei streckte Quiller die Arme aus, als wollte er sich in der Luft festhalten.

»Das… das ist doch nicht möglich. Sie waren heute nachmittag noch alle drei da.«

»Und jetzt sind sie weg!« erwiderte Suko trocken.

Quiller schüttelte den Kopf. »Ich… ich kann das nicht fassen, wirklich.« Er drehte sich zu Suko hin und schaute ihn an, als würde er von ihm eine Erklärung erwarten.

»Du scheinst aber recht gehabt zu haben, Pete.«

»Womit?«

»Mit deiner Vermutung. Du hast Zombies gewaschen und keine echten Leichen.«

Quiller würgte zwar nicht, aber irgendwie hörte es sich schon an, als käme ihm etwas hoch.

Suko umrundete die Tische. Spuren waren nicht mehr zu sehen, auch nicht auf dem Boden.

Zwischen zwei Waschtischen blieb er stehen. »Wie können die Leichen verschwunden sein?«

»Weiß ich nicht.«

»Der Eingang war abgeschlossen. Gibt es noch andere Wege aus der Halle?«

»Ja, den Hinterausgang und ein Fenster.«

»Ist der Ausgang verschlossen?«

»In der Regel ja.«

»Okay, schauen wir mal nach.«

Sie brauchten nicht so weit zu gehen. Unterwegs fiel ihnen ein offenstehendes Fenster auf, durch das Wind wehte und den Friedhofsgeruch mit in die Totenhalle brachte.

»Alles klar«, sagte Suko. »Jetzt weiß ich auch, welchen Weg sie genommen haben.« Er schloß das Fenster wieder.

»Und was denkst du, wo sie sind?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Möglicherweise oder bestimmt sogar halten sie sich auf dem Gelände des Friedhofs auf.«

»Wo sie gejagt werden?«

»Davon kann man ausgehen. Der Zombie-Killer ist nicht ohne Grund unterwegs.«

»Dann kannst du ihn ja verfolgen.«

»Das werde ich auch.«

Quiller ging einen Schritt zurück. »Ich helfe dir nicht mehr, das kannst du von mir nicht verlangen.«

»Stell dich nicht an wie ein Mädchen. Du kennst den Friedhof im Gegensatz zu mir.«

»Nein, nein, nein!« widersprach er und steigerte sich dabei in der Lautstärke.

»Es braucht nicht umsonst zu sein.«

Jetzt wurde Quiller hellhörig. Er rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander. »Willst du was rausrücken?«

»Vielleicht.«

»Wieviel denn?«

»Fünf Pfund.«

Quiller dachte nach. »Das ist nicht wenig, aber auch nicht viel. Wenn ich überlege, daß ich mich in Lebensgefahr begebe, dann…«

»Und eine Flasche Whisky.«

»Vom besten?«

»Vom allerbesten sogar.«

»Okay, abgemacht.« Quiller hielt Suko die Hand hin, und der Inspektor schlug ein…

***

Die drei aus dem Leichenhaus irrten durch die graue Dunkelheit des Friedhofs.

Es war genau das richtige Gelände für Gestalten, die längst verstorben waren, aber dennoch lebten. Es war ein unnormales Leben.

Sie brauchten nicht zu atmen, sie brauchten keine Nahrung und auch nichts zu trinken. Sie hielt allein eine teuflische Kraft auf den Beinen und auch die Suche nach Opfern.

Jeder Zombie war so programmiert, daß er sich auf die Jagd nach Menschen machte. Er mußte es einfach tun, wollte er seinem höllischen Trieb folgen.

Drei Zombies, und einer von ihnen war bewaffnet. In der Totenhalle hatte er noch ein altes Messer gefunden. Es besaß einen Holzgriff und eine ziemlich lange Klinge, die schon etwas Rost angesetzt hatte. Dennoch war sie tödlich.

Die Zombies trugen Kleidung. Sie wollten nicht nackt durch die Gegend irren. In einer alten Kammer hatten sie etwas gefunden und übergestreift, und derart angezogen waren sie aus dem Totenhaus geflohen.

Der Friedhof verschluckte sie. Es war sehr dunkel, so daß sie mehr zu hören als zu sehen waren, wenn sie sich ihren Weg durch das Unterholz bahnten.

Sie hielten sich nicht auf den normalen Pfaden, das war nichts für sie. Weil sie ihr Ziel so schnell wie möglich erreichen wollten, nahmen sie auch die kürzeste Strecke, und die führte nun mal querbeet.

Nichts konnte sie stoppen. Es war ihnen egal, ob querwachsende Zweige gegen ihre Körper oder in die Gesichter schlugen, Schmerzen verspürten sie nicht.

In ihnen steckte eine Kraft, die unerklärbar war, ein höllischer Motor, ein Ungeist.

Doch sie wußten auch, daß man ihnen auf der Spur war. Einen gewissen Instinkt besaßen sie schon, denn einige ihrer Artgenossen waren von einem Zombie-Killer vernichtet worden.

Keiner von ihnen wußte, weshalb der Unheimliche sie verfolgte.

Für die drei war wichtig, daß sie eine gewisse Spur aus Tod und Grauen hinter sich ließen, und sie wollten genau dorthin, wo sie die Menschen fanden, um sie zu töten.

Der »Geruch« wehte ihnen entgegen. Sie orientierten sich an gewissen Dingen. Da gab es Ausstrahlungen, auf die sie reagierten wie Sensoren. Diese Strahlungen wiesen ihnen den Weg.

Sie gingen nicht nebeneinander, sondern bildeten eine Reihe oder

Halbkreis. Zwischen ihnen befand sich genügend Platz, so daß auch noch andere dort hätten herschreiten können.

Ihr Weg war von knackenden und schleifenden Geräuschen begleitet, wenn sie Zweige und Äste kurzerhand wegbrachen, die ihnen im Weg standen. Sie stolperten auch über alte Gräber hinweg, stützten sich an Steinen ab, wankten weiter, zertraten Blumenkübel und Vasen oder rissen kurzerhand Blumen aus dem Boden.

Ihr Weg war vorgezeichnet.

Noch hielt die Finsternis sie umschlungen. Ihre Blicke waren geradeaus gerichtet. In den Augen existierte kein Gefühl, alles war kalt und grausam.

Dann sahen sie den Lichtschimmer. Er war noch weit entfernt, aber sie wußten, daß sie dort ihr Ziel finden konnten, abseits vom Friedhof. Ein Haus, in dem jemand allein wohnte.

Der erste erreichte die Friedhofsmauer. Sie umfriedete nicht das gesamte Gelände, sondern nur den alten Teil der beiden Gräberfelder.

Aber sie mußten die Mauer überklettern.

Der erste Untote fiel frontal gegen die übermannshohe Mauer.

Um den oberen Rand zu erreichen, mußte er sich schon strecken. Es wirkte sehr langsam, was er machte, manchmal sogar etwas kraftlos, aber er klammerte sich mit seinen gelbbleichen Händen an der Mauerkrone fest.

Dann zog er sich hoch. Der schwere Körper schleifte an der Mauer entlang, die nicht glatt war, so daß der Zombie an kleinen Vorsprüngen oder Spalten Halt finden konnte.

Er kam hoch – wälzte sich über die Krone, fiel runter und schlug dumpf auf. Er war auf den Bauch gefallen, was ihn nicht störte, ihm keine Schmerzen bereitete. Sofort zog er Arme und Beine an, damit er sich hochstemmen konnte.

Kaum stand er auf den Füßen, als der nächste Zombie es geschafft hatte und neben dem ersten zu Boden klatschte. Der dritte folgte einige Sekunden später, dann hatten die lebenden Toten das Gelände des Friedhofs endlich verlassen.

Jetzt konnten sie sich auf ihr neues Ziel konzentrieren.

Das Haus und der Garten lagen nicht mehr weit entfernt. Sie sahen das Licht jetzt deutlicher, es teilte sich auch auf, denn nicht nur im Haus brannte Licht, auch im Garten standen Laternen, die ihren matten Schein verteilten.

Ihre hellen Flecke schimmerten durch das Blattwerk der Büsche und glitten auch an den Stämmen hochwachsender Bäume entlang.

Ideale Wegweiser…

Sie gingen weiter.

Zwei von ihnen hatten die Arme ausgebreitet, als würden sie nur so das Gleichgewicht halten können.

Der dritte ging fast normal. Sein linker Arm pendelte im Rhythmus der Gehbewegungen, der rechte aber hielt den Griff des Messers umklammert wie einen Rettungsanker.

Und so tauchten sie auch ein in den Garten, der das einsam stehende Haus umgab.

Sie waren bereit, Angst und Schrecken zu verbreiten.

***

Ich hatte das Bad verlassen, war in den Wohnraum gegangen und hörte dennoch das Rauschen der Dusche. Aus gewissen Sicherheitsgründen standen die Türen offen, ich wollte hören, wenn sich etwas ereignete.

Draußen war es mittlerweile dunkel geworden. Wenige Lampen im Garten mochten zwar in der Gestaltung nett aussehen, mich aber störten sie. Die Lichtquellen waren einfach nicht zahlreich genug.

Zu dicht waren die Schatten und tiefen, grauen Winkel, die einem Heranschleichenden zahlreiche Verstecke boten.

Ich spürte eine innere Unruhe. Es war ein Zittern, ein Vibrieren der Nerven und auch ein Zeichen, daß etwas in der Luft lag. Eine große Gefahr, die sich von Sekunde zu Sekunde verdichtete und bald eskalieren würde.

In der Wohnung war es kühl, dennoch lag auf meiner Stirn ein dünner Schweißfilm. Trotz der breiten Fenster kam ich mir in diesem Haus vor wie ein Gefangener.

Vielleicht war es besser, wenn ich draußen einmal nachschaute, ob sich möglicherweise schon jemand im Garten versteckt hielt.

Dann mußte ich Mandy allein lassen.

Sie duschte auch weiterhin. Ich verließ das Wohnzimmer und betrat das Bad, wo ich ihren Namen rief.

Mandy, sie stand hinter der undurchsichtigen Wand der Duschkabine, drehte den Strahl zurück. »Sind Sie es, John?«

»Wer sonst?«

Sie lachte unecht. »Haben Sie es sich überlegt? Wollen Sie auch ein Bad oder eine Dusche nehmen?«

»Das nicht. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich mich draußen umschauen werde.«

»Was?« Mandy hatten meine Worte dermaßen erschreckt, daß sie, naß und nackt, wie sie war, die Kabine verließ und mich anstarrte, als hätte ich etwas Furchtbares gesagt. »Sie… Sie wollen mich tatsächlich allein lassen, John?«

»Nicht direkt. Ich bin vor dem Haus im Garten und werde auch dort bleiben.«

»Schauen, ob sich schon Besuch nähert.«

Sie blickte an sich herab und verfolgte die Tropfenbahnen, die über

ihre leicht gebräunte Haut in Richtung Füße rannen. »Wenn Sie meinen, aber Sie bleiben wirklich hier?«

»Natürlich.«

»Wie lange…«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mandy.« Ich deutete noch auf einige Schaumstreifen, die über ihre Hüften flossen. »Duschen Sie sich ab und ziehen Sie sich etwas über. Ich bin bald wieder zurück. In zehn Minuten werde ich den Garten durchsucht haben.«

»Aber ich habe Furcht.«

»Das kann ich verstehen. Ich soll dazu beizutragen, Ihnen die Angst zu nehmen. Klar?«

»Muß ja wohl.« Sie streckte einen Arm aus, als wollte sie mich festhalten. »Aber bitte, nicht zu lange.«

»Keine Sorge.« Ich deutete auf die schwarzen Kacheln. »Geben Sie acht, daß Sie nicht ausrutschen!«

»Keine Sorge, John, ich passe auf.«

»Bis gleich dann.«

Ich verließ das Bad und ging zur Haustür. Das Rauschen der Dusche hörte ich nicht mehr.

Sehr vorsichtig öffnete ich die Tür. Der Schein einer Außenleuchte traf mich nach dem ersten Schritt. Ich dachte daran, daß ich jetzt eine gute Zielscheibe abgab, mußte mir allerdings auch eingestehen, daß der Kapuzenmann zwar bewaffnet war, jedoch nicht mit einem Gewehr oder einer Pistole. Trotzdem huschte ich rasch aus dem Lichtschein und in den Schatten eines Buschs hinein.

Die Zweige bewegten sich, als ich sie mit der Schulter berührte.

Zunächst einmal hielt ich mich dicht am Haus auf. Manchmal war ein schmaler Weg zu erkennen, der parallel zum Haus führte. Dann wieder wuchsen die Pflanzen bis dicht an das Haus heran, so daß ich sie umgehen mußte.

Meine Lampe hatte ich nicht nur mitgenommen, auch eingeschaltet. Ihr Strahl wanderte mit mir weiter, und so suchte ich den Boden nach frischen Spuren ab.

Ich blieb nie an einer Stelle, zog immer größere Kreise, fand aber nichts, was auf ein erneutes Auftauchen eines Zombies hingedeutet hätte.

Tief holte ich Luft. Der Wind strömte durch den Garten und brachte den Geruch irgendwelcher wilder Blüten mit. Weiter vorn sah ich überhaupt nichts mehr. Nur noch die gewaltigen Kronen der Laubbäume, die ein sehr hohes Dach bildeten, dessen Blätter im Nachtwind leicht zitterten.

Wo konnte ich den Mann mit der Axt finden? Lauerte er noch im Garten, oder wartete er woanders auf die Zombies?

Bisher hatte ich keinen Grund gehabt, mit Suko Kontakt

aufzunehmen. Wir hatten beide unsere Walkie-talkies mitgenommen, um uns verständigen zu können.

Das sah ich jetzt anders. Die Stille mochte zwar normal sein, mir aber kam sie einfach zu drückend vor, zu geheimnisvoll, als würde bald etwas geschehen.

Vielleicht war bei Suko was passiert Ich holte das Gerät aus der Tasche und zog die Antenne hervor. Dann gab ich das vereinbarte Signal und wartete darauf, daß sich mein Freund meldete.

»John?«

»Okay, Suko. Alles klar bei dir?«

»Von wegen.«

»Was ist passiert?«

Er gab mir einen knappen Bericht. Ich erfuhr, daß sich der Kapuzenmann gezeigt hatte und daß auch die drei Waschtische von den Zombies verlassen worden waren.

»Also noch drei«, sagte ich. »Mit drei Zombies müssen wir rechnen.«

»Wahrscheinlich mußt du damit rechnen, John. Sie werden sicherlich versuchen, den Friedhof zu verlassen…«

»Willst du denn bleiben?«

»Nein, aber denk an den Unheimlichen, der mich fast gekillt hätte. Mit dem habe ich noch eine Rechnung offen.«

»Suko, ich glaube nicht, daß sich alles auf dem Friedhof abspielen wird. Ich nehme vielmehr an…«

»Schon verstanden, Alter. Ich komme.«

»Okay, bis gleich.« Ich steckte die Antenne ein, schaltete das Gerät aus und sah die Bewegung.

Selten war ich so überrumpelt worden wie in diesen Augenblicken der Ablenkung.

Ich hatte mich einfach zu sehr auf das Gespräch mit meinem Freund Suko konzentriert, so war es dem Zombie-Killer gelungen, sich mir unbemerkt zu nähern.

Ich sah noch seine schattenhafte Gestalt und einen silbrigen Blitz, der durch die Luft raste.

Der Hieb traf mich zwischen Hals, Schulter und Ohr. Es war ein harter, gemeiner Treffer, der mich schlagartig von den Beinen holte.

Die Dunkelheit schmolz unter dem Blitzen der Sterne. Ich raste dabei in eine Tiefe. Sie fraß mich wie ein gewaltiges Maul und zog mich tief in den Schlund hinein.

Dann wußte ich nichts mehr.

Der Zombie-Killer aber ließ die Axt sinken. Er hatte mit der flachen Seite zugeschlagen und starrte auf die bewegungslose Gestalt, die vor seinen Füßen lag.

Einige Male nickte er, wobei sich der Stoff seiner Kapuze mitbewegte. Unter dem Stoff war ein dumpfer Laut zu vernehmen,

vielleicht ein Geräusch des Triumphs, den er empfand.
Gemächlich, als hätte er alle Zeit der Welt, bückte er sich, packte den Bewußtlosen am Kragen und schleifte ihn kurzerhand weg wie einen Balken.
Der große Garten aber war jetzt unbewacht…

***

Das wußte der Zombie-Killer, aber nicht Suko und auch nicht der bewußtlose Geisterjäger.
Die Zombies hatten freie Bahn. Wie das Schicksal so spielte, betraten sie ausgerechnet zu dem Zeitpunkt den Garten, als keiner mehr auf sie lauerte.
Auch Mandy Waynright glaubte, sicher zu sein. Sie hatte die Dusche verlassen und sich abgetrocknet. Zwar hatte ihr die Dusche gutgetan, doch sie hatte es nicht geschafft, ihr die Beklemmung von der Seele zu spülen, die sie noch immer umfangen hielt.
Zwar nicht mehr so schlimm wie sonst, dennoch spürte sie den Druck, der ihr das Atmen erschwerte. Als sie die ersten Schritte in das Schlafzimmer ging, hatte sie den Eindruck, über einen welligen Boden zu laufen, der Kreislauf reagierte nicht mehr normal.
Nackt, wie sie geschaffen war, betrat sie den Raum und schaute sich um. Neben dem Bett stand die Wand eines begehbaren Kleiderschranks. Sie brauchte nur eine Tür aufzuziehen, um an ihre Kleidung heranzukommen. Da hingen Kleider, Röcke, Blusen und Pullover nebeneinander. Viele Dinge waren sehr gewagt geschnitten, wie es Männer liebten.
Mandy entschied sich für eine rote, weit gearbeitete Seidenbluse, die sie einige Male um ihren Körper wickeln konnte, wodurch die Bluse einen ovalen Ausschnitt bekam.
Wieder entschied sich das Callgirl für einen schwarzen Rock, sehr eng und auch sehr kurz. Der dunkle Slip, den sie zuvor noch überzog, war ein Hauch aus Spitze.
Tief atmete sie durch. Im Spiegel ordnete sie das Haar. Trotz der Haube war es an verschiedenen Stelle feucht geworden. Wenn sie den Kopf bewegte, klatschten die nassen Strähnen in ihre Stirn.
Normalerweise hätte sie noch Schminke aufgelegt. Darauf verzichtete sie jedoch. Sie wollte ihr Gesicht so blaß oder sonnenbraun lassen, wie es war.
Mit einem Kamm fuhr sie noch einige Male durch die rötliche Haarpracht, verließ das Schlafzimmer, trat in den Flur und fröstelte plötzlich, weil er ihr so leer vorkam.
Auf einmal vermißte sie John Sinclair. Okay, sie hatte für Polizisten nicht viel übrig, aber dieser blonde Mann war anders. Auch höflicher als viele seiner manchmal beißbärtigen Kollegen.

Im Wohnraum brannte nur eine Lampe, was ihr wiederum zu wenig war. Die übrigen drei Lichtquellen standen so im Raum verteilte, daß sie ihn optimal ausleuchteten und trotzdem eine Atmosphäre der Gemütlichkeit schufen.

Automatisch fiel ihr Blick auf die großen, bis zum Boden reichenden Scheiben. Sie wollte lächeln, es mißlang, und so starrte sie ins Leere. Vom heißen Duschen war der Kreislauf noch immer angeheizt. Jetzt hätte sie eigentlich einen Schluck vertragen können, wußte aber genau, daß Alkohol zu dieser Zeit schädlich war und ließ die Flasche stehen.

Statt dessen trat sie ans Fenster. Sie wollte sehen, wo sich John Sinclair im Garten aufhielt.

Früher hatte sie sich manchmal darüber beschwert, daß der Garten an einigen Stellen in der Nacht zu hell erleuchtet war, doch jetzt kam er ihr zu dunkel vor.

Mandy preßte ihr Gesicht so dicht gegen die Scheibe, daß das Glas durch den Atem beschlug.

Der Garten war leer…

Nur die Zweige der Büsche und das hohe Gras bewegten sich im Nachtwind.

Auch von John Sinclair sah sie nichts. Mandy konzentrierte sich auf die Lichtinseln, weil sie auch damit rechnete, daß der Polizist den Schein durchqueren würde, aber er blieb verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt.

Das störte Mandy gewaltig. Hatte er ihr nicht gesagt, daß er sich umschauen wollte? Da konnte er sich nicht allein auf eine Stelle konzentrieren, da mußte er den Garten doch durchwandern.

Er blieb verschwunden.

Je mehr Zeit verstrich, um so irritierter wurde das Callgirl. Mandy trat zurück und holte eine Zigarette aus der kleinen Dose. Die Flamme des Feuerzeugs zitterte, als sie den Glimmstengel anzündete und die ersten Wolken blies.

Mandy wollte auf ihre Uhr schauen und stellte fest, daß sie das kostbare Stück – ein Geschenk eines Verehrers – im Bad vergessen hatte. Es lag auf dem Wannenrand und funkelte sie an, als wollte es ihr zeigen, wie wertvoll es war.

Mandy band die Uhr um. Zehn Minuten, hatte ihr John Sinclair erklärt. Die Zeit war überschritten, das sagte ihr auch das Gefühl.

Plötzlich klopfte ihr Herz schneller. Irgendwie hatte sie das Gefühl, daß in dem Garten etwas passiert war.

Sie lief in den Wohnraum, starrte gegen eine der großen Scheiben – und sah dahinter die Bewegung.

Da stand jemand.

Nicht John Sinclair.

Es war ein Zombie, und er hatte ein Messer!

***

Auf einmal kam es Mandy Waynright vor, als wäre die Zeit stehengeblieben. Nichts rührte oder bewegte sich mehr. Alles war vorbei. Sie fühlte sich umklammert, eingefaßt vom Grauen, das durch die Scheibe drang und nach ihr greifen wollte.

Ihr Herz schlug schneller. Die einzelnen Echos spürte sie auch im Kopf, sie dröhnten unter der Hirnschale, und sie hatte Mühe, überhaupt Luft zu bekommen.

Die Angst war da, die nackte Angst um ihr Leben. Mandy sah die Gestalt mit einer nahezu brutalen Deutlichkeit. Das glatte Gesicht, das trotz allem einen furchtbaren Ausdruck zeigte. Die hellen, wirren Haare, die wie eine Perücke wirkten, und sie hörte auch den Stahl des Messers, als der Zombie seinen Arm bewegte und mit der Klinge von außen her an der Scheibe des Fensters kratzte, als wollte er diese zerschneiden.

Er war ein Monstrum, verbreitete den doppelten Terror. Einmal psychisch, einmal physisch, daran änderte sich auch nichts, als er zur Seite schaute.

Der Körper machte die Bewegung mit, und wie ein Wanderer schritt der Zombie an der Scheibe entlang. Dabei ließ er sein Messer nicht los. Nach wie vor kratzte die Klinge an der Außenseite der Scheibe entlang. Mandy vernahm es überdeutlich. Es kam ihr vor wie eine Grabmusik zu ihrem eigenen Ableben.

Sie sollte das Ende intervallweise erleben, das versprach ihr der Zombie durch seine furchtbare Tat.

Dann blieb er plötzlich stehen. Seine Hand mit dem Messer sank nach unten.

Mandy wollte sich abwenden, das konnte sie einfach nicht, weil sie darüber nachdachte, was der Untote wohl als nächstes vorhatte.

Er hob den linken Arm, ballte die Hand zur Faust und wuchtete sie gegen die Scheibe.

Ein dumpfes Hämmern erklang, als wäre eine Voodoo-Trommel angeschlagen worden.

Das Geräusch blieb. Ein Rhythmus, der bei Mandy Herzklopfen verursachte. Irgendwo in ihrem Innern verspürte sie ein Brennen, das wie eine Lohe in ihren Hals stieg.

Die Angst steigerte sich noch, als Mandy ein anderes Geräusch vernahm.

Das Splittern der Eingangstür!

Da war noch jemand schoß es ihr durch den Kopf, vermischt mit dem Gedanken an John Sinclair, der sein Versprechen nicht eingehalten hatte oder nicht hatte einhalten können. Vielleicht war er von den

Zombies erwischt worden.

Mandy drehte fast durch. Sie wußte nicht mehr, wohin sie laufen sollte. Am Fenster stand der mit dem Messer, an der Tür lauerte der zweite, gab es vielleicht noch einen dritten?

Mandy wußte nicht, woher sie die Kraft zur Flucht nahm. Sie machte auf der Stelle kehrt und rannte in den Gang hinein, wo sie sich nach links wandte, um den hinteren Ausgang zu erreichen.

Zwei Schritte vor der Tür passierte es. Sie hörte noch den dumpfen Aufprall, dann kam ihr die Tür entgegen. Und nicht allein sie, denn der letzte aus dem Zombie-Trio war ebenfalls da.

Er wuchtete sich in das Haus, hörte das Schreien der Frau, griff zu, faßte jedoch ins Leere, weil es Mandy gelungen war, sich im letzten Augenblick nach hinten zu werfen. So hieb die teigige Pranke des Untoten nur gegen die Wand.

An der Vorderseite war der zweite mittlerweile in das Haus eingedrungen. Jetzt war auch ihr letzter Ausweg versperrt.

Was sie in den nächsten beiden Sekunden durchmachte, hätte sie niemals beschreiben können. Der Zombie, der sie angefallen hatte, war wieder aufgestanden. Seine Arme glichen plötzlich Tentakeln, so lang wurden sie. Zwischen ihnen schaute sie auf ein teigiges Glotzgesicht, und Mandy mußte einfach zurück.

Aber da war die Gestalt, die durch den normalen Eingang gedrungen war, und auch der dritte Zombie stieg durch die zerstörte Tür. Es war der mit dem Messer.

Mandy kam nicht einmal dazu, all ihre Angst hinauszuschreien.

Es ging um ihr nacktes Leben, da mußte sie etwas tun, wollte sie nicht eines fürchterlichen Todes sterben oder selbst zu einem Zombie werden.

Sie lief zurück, ihre Handflächen schleiften dabei an der Wand entlang, und sie stießen plötzlich ins Leere, weil sie keinen Widerstand mehr fand.

Mandy Waynright hatte die offene Badezimmertür erreicht und war über die Schwelle getaumelt. Auf den nassen Fliesen wäre sie fast ausgerutscht. Das Bad besaß ein Fenster. Es war unter der Decke eingelassen, aber sie würde nie mehr die Zeit finden, durch die Öffnung zu klettern, denn der Zombie mit dem Messer erschien plötzlich.

Wie ein lebender Schatten schob er sich um die Türecke. Er hatte den rechten Arm erhoben, ließ ihn nun nach unten fallen. Mandy sah das Blitzen der Klinge und rechnete damit, beim zweiten Stoß erwischt zu werden.

Diesmal wurde dem Zombie die Wasserlache auf den Fliesen zum Verhängnis. Auf einmal war sie eine Eisfläche. Er verlor die Balance, rutschte mit der rechten Hacke vor und in einen Spagat hinein, den er

nicht ausgleichen konnte.

Nach rechts fiel er weg. Es wirkte beinahe wie ein lächerliches Zerrbild, und Mandy hätte jetzt die Chance gehabt, über ihn hinwegzuspringen, da erschien schon der zweite im Bad.

Und wie er kam.

Breitbeinig, schaukelnd, stolperte noch, was Mandy wiederum einen kleinen Aufschub gab.

Woher sie plötzlich die Idee hatte, in der Duschkabine zu verschwinden, wußte sie selbst nicht. Sie drehte sich förmlich hinein und riß die Handbrause von der Halterung.

Dann drehte sie auf.

Kochendheiß war das Wasser, das aus den Düsen strömte und den Zombie traf.

Mandy hielt die Brausetasse von sich gestreckt. Das Zischen des Wassers und ihr Schreien vermischten sich zu einem regelrechten Inferno…

***

Es gibt den Begriff des schrecklichen Erwachens, und so etwas erlebte ich.

Mir tat der Kopf verdammt weh, besonders an der rechten Seite, wo mich der Hieb erwischt hatte. Da schien alles auf das Doppelte angewachsen zu sein. Das Auge schmerzte, die Stirn ebenfalls und bis hin zum Nacken zog sich das Gefühl der Spannung.

Wie lange ich außer Gefecht gewesen war, konnte ich nicht sagen.

Jedenfalls umgab mich eine Stockfinsternis, die anders war als die Dunkelheit draußen auf dem Friedhof. Wind spürte ich auch nicht über meine Haut streichen, und ich nahm auch nicht die Gerüche auf, die den Garten durchweht hatten.

Allmählich nur dämmerte es mir, daß mich jemand außer Gefecht gesetzt hatte, und ich begann darüber nachzudenken, wie alles gekommen war. Bei heftigen Kopfschmerzen fällt einem das Denken schwer. Ich machte da keine Ausnahme. Auch ich hatte Mühe, mich zu erinnern. Als die Erinnerung zurückkehrte, dachte ich an Mandy Waynright. Ich sah sie vor mir, wie sie aus der Dusche gekommen war und mich so erstaunt angeschaut hatte. Dann verschwand das Bild. Ich sah mich wieder im Garten, wo ich an der Hauswand vorbeistrich, das Gelände durchsuchte – und den Treffer abbekommen hatte. Aus dem Nichts war jemand erschienen und hatte zugeschlagen. Mir war nur ein länglicher Blitz in Erinnerung geblieben, dann hatte es mich von den Beinen gerissen.

Aus, vorbei…

Ich schluckte den bitteren Geschmack herunter, bekam meine Kehle trotzdem nicht frei und holte immer wieder tief Luft. Sie schmeckte

alt, verbraucht, nach Erde und Moder, und sie roch nach Leichen.
Wo hatte man mich hingeschafft?
Wahrscheinlich in einen alten Keller, in ein Verlies nahe Mandys Haus entfernt. Möglicherweise in ein Totenhaus oder in eine Leichenkammer.
Oder lag ich wieder in einem Sarg?
Das war mein Alptraum, in dieser Totenkiste als Lebender zu liegen. Ich hob den rechten Arm, und verspürte keinen Widerstand über mir. Auch rechts und links ließ er sich frei bewegen. Für mich ein Beweis, daß der Sarg nicht in Frage kam.
Kopfschmerzen waren zwar schlimm, sie hinderten mich nicht daran, mich zu bewegen. Wer immer mich niedergeschlagen haben mochte, war von der Überzeugung ausgegangen, daß dieser eine Treffer ausreichte.
Vielleicht hatte ich Glück gehabt, jedenfalls war ich meiner Einschätzung nach ziemlich früh wieder erwacht. Das sagte mir auch ein Blick auf das Leuchtzifferblatt der Uhr.
Länger als zwanzig Minuten oder eine halbe Stunde konnte ich nicht in der Finsternis gelegen haben.
Da ich ähnliche Situationen schon öfter durchgestanden hatte, hielt ich mich auch an die Regeln und richtete mich vorsichtig auf.
Es war ein Hineintasten in die Schwärze. Am Ohr und am Hals wurden die Stiche durch die Bewegungen bissiger, ich preßte die Lippen zusammen und gab nicht auf.
In einer sitzenden Lage blieb ich, ruhte mich wieder aus, dann tastete ich mich ab und stellte fest, daß man mir die Beretta entwendet hatte. Auch den Dolch hatte mein Gegner gefunden, geblieben war das Kreuz. Es hing, durch das Hemd verdeckt, vor meiner Brust.
Konnte es mir helfen?
Während ich daran dachte, suchte ich noch in einer anderen Tasche nach und fand die kleine Leuchte.
Licht bedeutet Hoffnung, besonders dann, wenn man in einer absoluten Finsternis liegt. Ich zupfte die kleine Leuchte hervor und schaltete sie ein.
Das Licht reichte nicht weit. Schon bald wurde die helle Lanze durch eine Wand gestoppt. Da ich mit einem Steinverlies gerechnet hatte, war ich um so überraschter, daß ich den hellen Fleck auf einer Lehmwand ruhen sah.
Halbhoch leuchtete ich in die Runde. Der Lehm blieb, so daß ich mir vorkam, als hätte man mich in ein viereckig angelegtes Grab gesteckt.
Das war durchaus möglich. Dem Kerl, der mich niedergeschlagen hatte, traute ich alles zu.
Dann strahlte ich gegen die Decke.
Dort warf das Licht einen leichten Reflex. Er entstand deshalb, weil

der Kegel von einer Metallplatte gestoppt worden war. Sie schloß fugendicht, auch von außen würde kein Lichtstrahl in mein »Grab« dringen. Da hatte sich die andere Seite schon etwas einfallen lassen.

Noch saß ich auf dem feuchten Lehmboden, veränderte meine Haltung wieder, kniete mich hin und stemmte mich hoch. Ich bewegte mich wie ein Mensch, der lange gelegen hatte und zunächst einmal wieder laufen lernen mußte.

Breitbeinig blieb ich stehen. Der Lampenstrahl war schräg in die Tiefe gerichtet. Ich ließ ihn noch einmal wandern – und bekam plötzlich große, starre Augen.

An der Wand links standen vier Köpfe!

***

Diese Entdeckung hatte mich schockartig getroffen. Mein Nacken spannte sich, vergessen waren die Schmerzen, denn die Schädel boten ein schauriges Bild.

Ich brauchte nicht lange darüber nachzugrübeln, wem sie gehörten. Die vier Schädel hatten einmal auf den Körpern der Zombies gesessen, bevor der Killer hingegangen war und sie abgeschlagen hatte.

Der Lichtstrahl glitt über die Gesichter mit der bleichen, dünnen, auch aufgedunsenen Haut. Ich sah die Augen, die Haare, Nasen und Ohren, aber ich sah kein Blut.

Der Anblick war schlimm und auch nicht länger zu ertragen, deshalb schwenkte ich die Hand zur Seite. Einige Male mußte ich schlucken und atmete nur durch die Nase.

Dann durchsuchte ich den Rest der Grabkammer, fand jedoch keine Hinweise mehr auf irgendein Erbe, das man mir in dieser verdammten Höhle hinterlassen hatte.

Mit müde wirkenden Schritten ging ich auf eine der Wände zu und lehnte mich mit dem Rücken dagegen. Einigermaßen zur Ruhe gekommen, dachte ich darüber nach, was ich unternehmen konnte.

Eigentlich nichts, es sei denn, es gelang mir, die Klappe von innen zu öffnen.

Noch einmal leuchtete ich sie ab.

Das Wunder, einen Griff oder einen Riegel zu finden, geschah leider nicht. Wenn es so etwas gab, dann auf der anderen, der Außenseite. Dennoch wollte ich auch eine letzte Chance wahrnehmen, gab mir selbst Schwung und schnellte hoch.

Im Schädel explodierten die Schmerzen. Sie bissen sich förmlich hinein. Mir gelang es, mit der flachen Hand unter die Metallkappe zu schlagen, das war auch alles. Nicht um einen Millimeter rührte sie sich von der Stelle. Nur der dumpfe Laut, der entstand, als ich gegen das Metall hieb, begleitete mich.

Negativ.

Ich torkelte wieder zurück bis an die Wand und lehnte mich dagegen.

Natürlich überlegte ich, weshalb mir der Kerl nicht den Kopf abgeschlagen hatte.

Bestimmt nicht aus reiner Menschenliebe. Da mußte noch etwas anderes dahinterstecken.

Oder tötete diese Gestalt eben nur Zombies? Wenn ja, mußte er ein besonderes Motiv besitzen.

Erst jetzt fiel mir auf, daß noch etwas fehlte. Der Kerl hatte mir auch das Walkie-talkie entwendet. Das war natürlich schlecht. Jetzt stand ich ohne Kontakt zur Außenwelt da. Suko konnte sich die Füße wundlaufen und würde mich trotzdem nicht finden.

Ich selbst ging davon aus, daß ich mich auf oder unter dem Friedhof befand. Eingesperrt in ein viereckiges Loch, in der Beutegrube des Zombiejägers.

Wenn ich Suko richtig verstanden hatte, waren drei Zombies aus dem Totenhaus verschwunden.

Beute für den Killer…

Wenn er es schaffte, sie zu köpfen, dann würde er sicherlich die Klappe öffnen und die Schädel in dieses Versteck werfen. Darauf mußte ich halt warten, so schlimm es sich anhörte.

Am ärgsten nahm mich mit, daß ich zur Inaktivität verbannt worden war.

Ich hockte in einem Verlies, konnte nichts tun und wartete darauf, daß sich etwas ereignete.

Verfluchter Mist auch.

***

»Meine Güte, was ist das denn?«

Suko blieb stehen, als er die Eingangstür sah. Von einer Sekunde zur anderen wurde er bleich, und auch sein Begleiter Quiller verlor die Gesichtsfarbe.

Beide hatten die zerstörte Tür gesehen, und ihnen war klar, wer sich da Einlaß verschafft hatte.

Die Zombies…

Suko nickte dem Mann zu. »Sie bleiben hier, ich werde…«

»Da, der Schrei!« ächzte Quiller.

In der Tat hörten sie die schrillen, in Todesangst ausgestoßenen Rufe, die nicht nur durch das Haus, sondern auch durch die zerstörte Tür an ihre Ohren drangen.

Suko hatte Mandy Waynright nie gesehen, nur von ihr gehört. Er fragte sich natürlich, weshalb sie so schrie und John Sinclair nichts tat. Die Antwort wollte er sich selbst suchen.

Wie ein Rammbock stürmte Suko in den Flur. Einige Holzsplitter flogen noch aus der Füllung, als der Inspektor in das Haus eintauchte.

Die Schreie blieben, waren noch lauter und intensiver geworden.

Suko blieb stehen, er sah nichts und richtete sich ganz nach seinem Gehör. Er befand sich in einem Flur, von dem einige Türen abzweigten, und er sah, daß eine Tür offenstand.

Aus dem Raum dahinter drangen die Schreie zusammen mit irgendwelchen Dampfwolken.

Innerhalb kürzester Zeit war der Chinese da.

Der Dampf machte es ihm unmöglich, etwas zu erkennen. In grauen Schwaden kroch er ihm entgegen. Schattenhafte Gestalten bewegten sich auf ein bestimmtes Ziel zu. Das Rauschen der eingeschalteten Handbrause vermischte sich mit den Schreien. Heißes Wasser regnete aus der Dusche in den Raum und erwischte die Gestalten.

Dann war Suko da.

Er mußte achtgeben, von dem Wasser nicht getroffen und verbrüht zu werden.

Vor ihm erschien ein blasses Gesicht ohne Ausdruck. Der Inspektor wußte, um wen es sich handelte.

Er schoß.

Die Silberkugel war schneller als die zupackenden, gierigen Klauen der lebenden Leiche.

Suko sah die schwere Gestalt taumeln und nach hinten fallen. Sie war plötzlich verschwunden, weil sie den Wannenrand übersehen hatte und in das Becken gefallen war.

Suko kreiselte herum.

Heiße Tropfen erwischten ihn im Gesicht. Sie drangen aus einem kantigen Gegenstand, der sich hinter den Dampfwolken abzeichnete. Suko brüllte einen Befehl.

»Stell die Dusche ab!«

Die Frau hörte nicht.

Es war ihr nur gelungen, die Zombies abzuhalten, aufhalten konnte sie die Untoten nicht.

Aber Suko.

Er sah einen Rücken vor sich, bekam die Schulter der Gestalt zu packen und schleuderte sie zur Seite.

Der Zombie fiel und hatte den Boden noch nicht berührt, als ihn ein geweihtes Silbergeschoß traf und seine furchtbare Existenz endgültig auslöschte. Dann hetzte der Inspektor in die Schwaden hinein, schützte sein Gesicht mit den hochgerissenen Armen und wäre fast ausgerutscht.

Schemenhaft sah er die Frau und auch die Handbrause, die sie in der Rechten hielt.

Suko machte kurzen Prozeß. Er wand ihr das Gerät aus den Fingern. Blitzschnell stellte er die Dusche ab.

Das Prasseln verstummte, die Schreie blieben, wenn auch leiser und

wehmütiger. Noch in der Duschkabine und dicht vor Suko sackte Mandy Waynright zu Boden.

»Kommen Sie«, sagte der Inspektor. »Es ist alles vorbei. Sie haben es überstanden.«

Mandy reagierte überhaupt nicht. Sie wimmerte leise vor sich hin.

Die Kleidung klebte klatschnaß auf ihrem Körper. Von allein würde sie die Dusche kaum verlassen können.

Suko mußte sie unterfassen und aus der Kabine zerren.

Zwei Zombies hatte er erledigt. Der eine lag in der Wanne, der andere dicht vor der Tür, wo er ein Hindernis bildete.

Mandy war auch nicht fähig, von allein zu laufen. Deshalb trug Suko sie aus dem Bad in den Wohnraum hinein, wo er sie in einen Sessel legte. Das Mädchen hielt die Augen offen, es starrte Suko an, wollte auch etwas sagen und sah nur das Lächeln auf den Lippen des Inspektors. »Es ist vorbei, Mandy, glauben Sie mir…«

»Sind Sie der Kollege von John?«

»So ist es.«

»Er… er erzählte von Ihnen.«

»Ich hatte woanders zu tun. Da wir gerade von John Sinclair sprechen. Wissen Sie, wo er sich aufhält?«

»Nein – er… er wollte sich draußen umschauen, ließ mich allein zurück. Ich hatte Angst, er blieb länger weg, kam auch nicht wieder, dafür aber die Zombies.«

Suko nickte. »So ähnlich hatte ich mir das gedacht«, sagte er und ballte die Hände.

»Bitte, ich friere…«

»Sorry.« Suko hatte eine Decke gesehen, holte sie und legte sie über die Kauernde.

Mandy zitterte und klapperte mit den Zähnen. Suko war der Meinung, daß ihr ein Schluck guttun würde. Er brachte ihr einen Whisky. Sie hielt das Glas mit beiden Händen fest, bevor sie den Alkohol langsam trank, der wieder Farbe in ihr Gesicht brachte.

»Besser?« fragte Suko.

»Etwas.«

»Das meine ich doch.« Er kam wieder auf John Sinclair zu sprechen.

»Hat er Ihnen genau gesagt, wo er hingehen wollte?«

»Ja, ja. In den Garten.«

»Haben Sie ihn denn dort gesehen?«

»Nein. Als ich Furcht bekam, stellte ich mich an das Fenster, um nachzuschauen.« Sie hob die Schultern. »Nichts.«

»Auch keinen anderen? Den Kapuzenmann, zum Beispiel?«

»Niemand.«

Suko konnte sich aussuchen, wem John in die Falle gelaufen war.

Entweder den Zombies oder dem Killer der Untoten. Es drängte ihn,

den Garten zu durchsuchen, andererseits wollte er Mandy Waynright nicht allein lassen.

Da hörte er Schritte.

Im gleichen Moment schrie die Frau leise auf, weil sie die Gestalt an der Wohnzimmertür gesehen hatte.

Auch Suko war herumgekreiselt – und atmete beruhigt auf. Wer da in einer verkrampften Stellung in der offenen Tür lehnte, war Pete Quiller. Er hatte es draußen nicht mehr ausgehalten und mußte einfach ins Haus kommen. Aus großen Augen schaute er in das Zimmer, auf die Frau und auch wieder auf Suko.

»Meine Güte«, ächzte er, »das ist…«

»Alles unter Kontrolle, Pete.«

»Und die Zombies?«

»Einer ist in die Wanne gefallen, der andere liegt innen vor der Badezimmertür.«

»Und der dritte?«

Suko hatte das Gefühl, von einer Messerspitze auf dem Rücken gekitzelt zu werden, als Mandy die Frage stellte. Er drehte sich wieder um. »Waren es drei?«

»Ja, einer hatte ein Messer!«

»Und der ist ausgerechnet entwischt?«

»Ich habe ihn auch nicht gesehen«, sagte Quiller schnell.

»Wirklich, ihr müßt mir glauben.«

Suko hob die Schultern. Nach Ausreden wollte er nicht suchen, kam jedoch zu dem Ergebnis, daß es dem dritten Zombie gelungen sein mußte, aus dem Bad zu fliehen, während die Dampfschwaden sehr dicht gewesen waren.

»Dir ist er also nicht entgegengekommen?« hakte er bei Quiller noch einmal nach.

»Nein.«

»Dann bleiben uns die Möglichkeiten des zweiten Ausgangs, den er genommen haben könnte. Natürlich kann er sich noch im Haus befinden.«

Quiller erschrak und schaute sich sogar um. Auch Mandy bekam es mit der Angst zu tun. Sie faßte nach Sukos Hand. »Bitte, der hat ein Messer. Sie müssen ihn finden.«

»Gibt es hier einen Keller?«

»Nein.«

»Und oben?«

»Da sind nur noch zwei kleine Zimmer eingerichtet.«

»Dann werde ich dort nachschauen.«

Pete Quiller streckte Suko einen Arm entgegen. »Vielleicht hat ihn auch der Killer erwischt.«

»Hier im Haus?«

»Kann doch sein.«

Suko widersprach nicht. Der Zombie-Killer war auf der Jagd, er würde keine Rücksicht kennen.

»Willst du ihn suchen?«

»Ja.«

Quiller schluckte. »Dann werde ich mich mal verziehen. Ich kann nicht länger bleiben.«

»Kommt nicht in Frage«, erklärte Suko. »Du bleibst hier und achtest auf Mandy Waynright.«

»Aber wenn der Zombie kommt? Der… der hat doch ein Messer. Ich bin unbewaffnet.«

»Bis jetzt noch«, sagte Suko, »aber das wird sich ändern.« Er holte die Beretta hervor und reichte sie Pete Quiller. »Damit kannst du dich wehren. Das Magazin ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Denen hat der Zombie nichts entgegenzusetzen.«

Quiller starrte die Waffe an wie einen Fremdkörper. Sie war schwer. Wie er sie hielt, sah es aus, als würde er sie zu Boden fallen lassen.

»Halten Sie die Pistole doch richtig, Mann!« rief Mandy und wandte sich an Suko. »Stimmt das mit den geweihten Kugeln?«

»Natürlich.«

»Dann ist es gut.«

Quiller kam in den Raum. »Ich habe noch nie geschossen, Suko.«

»Es ist ganz einfach.« Suko erklärte ihm die Funktion, und Quiller nickte einige Male.

»Gut, gut!« keuchte er, »aber auf deine Verantwortung. Und wo bist du inzwischen?«

»Ich schaue mich solange im Haus um. Ich werde mir zuerst die obere Etage vornehmen.«

»Und dann?«

»Komme ich zurück. Ich werde auch in den Garten gehen, denn ich muß gleichzeitig meinen Kollegen finden.«

Quiller stellte keine Fragen mehr. Er hob nur die Schultern und verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Ich werde mich dann in einen anderen Sessel hocken.«

»Tu das.«

Suko verließ den Raum. Auf die Beretta hatte er verzichtet, aber die Dämonenpeitsche war ebenso wirkungsvoll im Kampf gegen dämonische Wesen wie Silberkugeln, sogar noch stärker.

Er hatte den Kreis geschlagen, die Riemen waren ausgefahren und schleiften über den Boden, als er sich nach links wandte, durch den Gang schritt und die Treppe mit den weißlackierten Stufen hochging. In der ersten Etage war das Haus enger gebaut worden. Es besaß auch nicht mehr die großen Fenster. Im Gegensatz zu den unteren wirkten sie wie Luken.

Suko durchsuchte das erste Zimmer. Mandy hatte es als Abstellkammer eingerichtet und gleichzeitig als Bügelraum, denn er sah ein aufgestelltes Brett.

Der Zombie hielt sich nicht zwischen den Wänden auf, und auch nicht der Unheimliche mit der Axt.

Suko leuchtete in jede Ecke, drehte sich wieder um – und wurde abermals überrascht.

Jemand wuchtete ihm die Tür vor der Nase zu und drehte von außen den Schlüssel.

Dann hörte Suko hastige Schritte davoneilen und vernahm aus der unteren Etage die Detonation eines Schusses…

***

Mandy Waynright saß noch immer im Sessel, trocknete sich mit der Decke die nassen Haare ab, drückte sie zurück und wandte sich an Pete Quiller.

»Hast du wirklich noch nie geschossen?«

»Nein.«

»Komisch.«

»Ist das ein Fehler?«

»Zumindest in dieser Lage.«

Quiller stand auf. »Ich sehe das anders. Als normaler Mensch kommt man nicht in die Lage, schießen zu müssen.«

»Du bist doch nicht normal, wie du aussiehst.«

»Da kannst du recht haben. Aber wer ist schon normal? Wer? Du?«

»Nein, ich bin so etwas, was die Leute als Nutte bezeichnen.«

»Zu mir sagt man Penner.«

»Hallo, Außenseiter.«

Pete lachte. »Das ist gut.« Er schielte auf die Flaschen in der offenen Bar. »Kann ich einen Schluck haben?«

»Immer.«

»Du auch?«

»Ja, nimm das Glas mit. Wir Außenstehenden müssen zusammenhalten.«

»Da sagst du was, Mandy.«

»Du heißt Pete, nicht?«

»Klar.« Er reichte ihr den gut gefüllten Schwenker. Pete selbst trank aus der Flasche. »Das bin ich so gewohnt.« Diesmal nahm er Whisky und gurgelte sich mit einem kräftigen Schluck seine Kehle frei. Als er die Flasche wieder absetzte, atmete er tief und fest durch.

»Das tat gut«, stöhnte er. »Das war wirklich Spitzenklasse.«

»Hast du eigentlich Angst?« fragte Mandy.

Er lachte auf. »Und wie. Ich weiß nicht, was ich machen soll, wenn hier der Zombie erscheint.«

»Schießen.«
»Und auch treffen, nicht?«
»So ist es.«
Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, das will mir nicht in den Schädel. Lebende Leichen, daß es so etwas gibt. Jetzt habe ich jahrelang auf dem Friedhof gearbeitet, aber Zombies sind mir bisher noch nicht untergekommen, das kannst du mir glauben.«
Mandy gab ihm recht. »Ich wußte auch nicht, daß es sie in Wirklichkeit gibt. Bisher sah ich sie nur im Kino, du weißt ja, diese komischen Streifen.«
»Klar, die kenne ich.« Pete nahm noch einen Schluck und begann mit seiner Wanderung durch das Zimmer. Er hielt sich dabei dicht an den Fenstern und schaute hinaus in den Garten.
»Siehst du was?«
»Nichts. Nur die verdammte Dunkelheit.«
»Und John Sinclair?«
»Ich habe doch gesagt, daß ich nichts erkennen kann. Es ist einfach zu düster.«
»Hoffentlich hat es ihn nicht erwischt«, flüsterte Mandy.
Pete warf ihr einen scharfen Blick zu. »Du magst ihn, nicht wahr?«
»Was heißt schon mögen? Sagen wir mal so, er ist mir nicht unsympathisch. Ein etwas außergewöhnlicher Bulle, wenn du verstehst.«
»Ja, das kann sein.«
Sie schwiegen, weil sie sich auf die Schritte konzentrierten, die über ihnen aufgeklungen waren. Suko hatte die Treppe verlassen und ging jetzt durch den Gang.
Beide schauten nicht zur Wohnzimmertür und sahen deshalb nicht, daß sich dort etwas tat.
Eine Gestalt tauchte dort auf. Sie drehte sich förmlich um den Pfosten, streckte den Arm vor und damit auch das Messer, das er in der Rechten hielt und dessen Klinge mit der Spitze nach oben wies, als wollte er sie in die Decke rammen.
Noch einen weiteren Schritt brauchte er, um das Zimmer zu betreten. Fast lautlos huschte er hinein – und wurde entdeckt.
Mandy und Pete sahen ihn zur gleichen Zeit. Obwohl sie damit hatten rechnen müssen, waren sie überrascht und reagierten nicht, im Gegensatz zu dem Untoten.
Der schlich in den Raum, wo seine Opfer lauerten. Er war noch naß vom Wasser aus der Dusche. Das Haar klebte ebenso auf seinem Schädel, wie die Kleidung am Körper.
Sein Mund stand offen. Wenn der Zombie ging, schwang er die Beine vor, als wollte er sie von sich schleudern.
Mandy starrte nicht ihn, sondern Pete an. »So schieß doch!« keuchte

sie. »Los, drück ab!«

Pete zögerte. Der kalte Schweiß war ihm ausgebrochen. In diesen fürchterlichen Sekunden hatte er alles andere vergessen. Er richtete die Waffe zwar auf die herbeischwankende Gestalt, aber die Beretta zitterte zu sehr. Er hätte sie nie getroffen.

Der Zombie kam näher, damit auch das Messer.

»Schieß doch!« brüllte Mandy und schrie laut.

Da drückte Pete Quiller ab.

Er hatte den leichten Rückstoß der Waffe nicht einkalkuliert. Die Kugel wischte über den Schädel des Zombies hinweg und hieb irgendwo in die Wand.

»Noch mal…«

Wieder feuerte Pete. Auch diesmal traf er den lebenden Toten nicht, der noch einen Schritt brauchte, um Mandy zu erreichen. Aus dem Sessel kam sie nicht mehr weg, so versuchte sie, sich auf eine andere Art und Weise zu retten.

Mitsamt dem Möbelstück warf sie sich nach rechts, landete auf dem Teppich und kroch weiter.

Der Zombie hatte den Sessel erreicht, stolperte über ihn, wobei sein rechter Arm mit dem Messer nach unten raste und die Klinge in den Sessel hineinfuhr.

Sie schlitzte das Material auf, der Zombie riß die Waffe wieder hervor, aber Mandy war bereits aus seiner unmittelbaren Reichweite entwischt. Auf allen vieren kroch sie durch das Zimmer und brüllte Pete Quiller dabei zu, endlich zu schießen.

Er tat es nicht. Pete war unfähig, noch einmal abzudrücken, denn er konnte an dem Untoten vorbei auf die Tür schauen.

Dort war jemand erschienen.

Der Killer mit der Silberaxt!

***

Lautlos wie ein Gespenst war er gekommen. Ebenso gespenstisch wirkte er in seiner langen Kutte und der Kapuze über dem Kopf, die sein Gesicht völlig verdeckte.

Auch Mandy hatte ihn jetzt entdeckt. Nichts sagte sie mehr, der Schreck hatte ihr den Mund verschlossen. Sie konnte nur zuschauen, wie sich der Unheimliche in Bewegung setzte und lautlos das Zimmer betrat. Er besaß Ähnlichkeit mit einem mittelalterlichen Henker, und die Aufgabe eines Henkers erfüllte er auch.

Für Mandy und Pete interessierte er sich nicht. Der Zombie war ihm wichtiger.

Niemand wußte zu sagen, ob der lebende Tote etwas von der Gefahr gespürt hatte. Er war damit beschäftigt, auf die Beine zu kommen und befand sich noch in der Bewegung, als der Killer nahe genug an ihn

herangekommen war und zuschlug.

Seine Axt wischte durch die Luft. Er brauchte nur einen Schlag, um seine schreckliche Aufgabe zu vollenden.

Zwei Zeugen bekamen die Tat mit. Sie hatten selbst das Gefühl, sterben zu müssen, so schlimm war es geworden.

Dann ging nichts mehr.

Die Axt schwang aus, der Unheimliche starrte Mandy und Pete noch einmal an. Aus der oberen Etage hörten sie das Splittern von Holz, dann einen dumpfen Fall.

Auch der Unheimliche hatte es vernommen.

Plötzlich kümmerte er sich um nichts mehr. Er packte nur noch den Schädel und verschwand.

Mandy, die durch die Scheibe starrte, sah ihn für einen Moment innerhalb der Lichtinsel einer Außenlaterne. Dann hatte ihn die Finsternis verschluckt.

In der Tür aber erschien Suko. Der Inspektor brauchte nicht einmal zwei Sekunden, um erkennen zu können, was geschehen war.

Er hörte auch die geflüsterten Worte der Frau.

»Jetzt hat er sein Ziel erreicht, jetzt hat er es erreicht…«

***

Sukos Schritte wirkten steif und unbeholfen, als er das Zimmer betrat. Mandy las in seinen Augen die stumme Frage und nickte, bevor sie einen flüsternden Bericht abgab.

»Er war plötzlich da. Zuerst der Zombie mit dem Messer. Fast hätte er uns erwischt. Pete schoß daneben, aber dann kam der Kuttenträger mit der Axt.« Sie schluckte. »Und wir… wir haben mit ansehen müssen, wie er den Zombie … tötete …«

»Ja, das sehe ich!« Suko starrte auf den Torso, der im Raum lag.

Den Kopf hatte der andere mitgenommen.

»Er ist geflohen, Suko. Wir… wir konnten ihn auch nicht aufhalten«, sagte Pete und legte die Beretta aus der Hand, als wäre sie heiß geworden. »Ich habe alles versucht, es reichte nicht.«

»Du hast deine Sache gut gemacht.« Suko steckte die Waffe wieder ein. »Hast du gesehen, wohin der Kuttenträger gelaufen ist?«

»Durch den Garten.«

»In welche Richtung?«

»Zum Friedhof, glaube ich.«

Suko nickte. »Dann werde ich dort nach ihm suchen müssen. Wahrscheinlich entscheidet sich alles auf dem alten Totenacker.«

»Und was soll sich entscheiden?« fragte Mandy.

»Das Schicksal des Kuttenträgers und auch bestimmt das meines Freundes John Sinclair.«

»Aber er wollte nicht zum Friedhof!«

Suko hob die Schultern. »Ich für meinen Teil glaube nicht daran, daß ich ihn im Garten finden werde.«

»Was sollte er denn auf dem Friedhof zu suchen haben?« fragte Quiller.

»Möglicherweise hat ihn der Kuttenträger erwischt und dort hingeschafft. Ich muß doch mit allem rechnen.«

»Wollen Sie nicht lieber Ihre Kollegen holen?« fragte Mandy.

»Nein, das schaffe ich allein.«

Das Callgirl schaute Suko an, als würde es ihm kein Wort glauben. »Wissen Sie eigentlich, wie groß der Friedhof ist?«

»Sehr groß, Mandy. Ich werde die Hoffnung trotzdem nicht aufgeben, denn ich rechne damit, daß sich alles auf den alten Teil des Friedhofs konzentriert. Dort sind auch die kopflosen Leichen gefunden worden.«

Sie hob die Schultern. Pete Quiller knetete vor Aufregung sein Kinn. »Mann, Bulle, du bist vielleicht einer.«

»Man tut, was man kann«, sagte Suko und verließ das Zimmer.

Die Blicke der beiden Menschen begleiteten ihn. Mandy sagte: »In seiner Haut möchte ich nicht stecken…«

***

Mir aber wurde die Zeit lang. Die Schmerzen hatten sich etwas verflüchtigt, aber ich steckte noch immer in diesem verdammten Gefängnis und befand mich in Gesellschaft mit vier Schädeln.

Noch einmal hatte ich mein Verlies genau durchsucht, aber keine Möglichkeit zu einer Flucht entdeckt.

Es gab nur den Weg durch die Klappe an der Decke, und sie war so schwer, daß ich sie nicht anheben konnte.

Der Zombiejäger kam nicht. Zeit verstrich. In meinem Kopf tuckerte es. Ein dumpfes Gefühl hatte sich ausgebreitet, ich merkte auch, daß die Luft schlechter geworden war.

Es drang keine frische nach, und allmählich verbrauchte sich die alte Luft.

Lange würde ich das nicht durchhalten. Irgendwann konnte dieses Verlies zu meinem Grab werden.

Mir war heiß geworden. Ich achtete auf Geräusche, vielleicht auf Schritte, aber da tat sich nichts. Der Kuttenträger ließ sich Zeit, als wollte er mich bewußt hier unten schmoren lassen.

Doch alles hat einmal ein Ende. Auch in meiner Lage veränderte sich etwas.

Plötzlich hörte ich die langersehnten Schritte. Sie klangen über mir auf. Die Person lief einmal auf der Eisenplatte hin und her, als wollte sie mir dokumentieren, daß es jetzt soweit war.

Dann waren die Schritte nicht mehr zu hören. Der Unheimliche blieb stehen. Stille kehrte ein, die schon sehr bald von einem kratzenden

Geräusch unterbrochen wurde, als ein Riegel oder eine Sperre zurückglitt.

War die Luke offen?

Ich traute mich einfach nicht, schon jetzt die Lampe einzuschalten und wartete zunächst ab.

Das Kratzen der Kantenflächen erzeugte bei mir eine Gänsehaut.

Ich ahnte mehr, daß die Klappe zurückgezogen wurde. Dann traf mich ein Luftschwall, allerdings nicht viel besser als das Gemisch hier unten im Verlies.

Über mir war es nicht hell, aber trotzdem heller als in der Finsternis. Auch die Umrisse der Kapuzengestalt nahm ich wahr. Sie wirkten verfremdet, wie ein nachgezeichneter Schatten, der sich bewegte.

Wenn Grauen fühlbar ist, dann spürte ich es in diesen Augenblicken. Es strömte mir förmlich entgegen.

Ich hielt die Lampe in der rechten Hand, den Finger auf den Einschalthebel gepreßt. Wenn ich sie aufleuchten ließ, lief ich in Gefahr, mich selbst als Zielscheibe darzustellen.

Konnte ich das Risiko eingehen?

Ja, ich setzte alles auf eine Karte. Der Lichtstrahl stach schräg in die Höhe – und traf auf einen Kopf!

Allerdings nicht den Schädel des Zombie-Killers, sondern den, den er an den Haaren gepackt hielt.

Seine neueste Beute!

***

Ich stand da, ohne mich zu rühren. Dieses Bild war mir auf die Nerven gegangen, und ich wollte den Schädel nicht mehr länger sehen, deshalb ließ ich den Strahl nach rechts wandern, wo er jetzt den Vermummten erfaßte. Zum erstenmal sah ich ihn aus der Nähe.

Er hatte seine silberne Axt neben sich gelegt, die Kapuze auf dem Schädel gelassen. Da der Lichtstrahl über die vordere Seite wanderte, traf er auch die Augenschlitze, in denen es funkelte.

Wer verbarg sich dahinter? Ein Mensch, eine Mutation, eine Ausgeburt der Hölle?

Um eine genaue Antwort zu bekommen, mußte der Zombie-Killer seine Kapuze abnehmen. Ich hoffe, daß ich ihn dazu bringen konnte.

»Wer bist du?« fragte ich ihn.

Die Antwort lieferte er mir prompt und mit einer dumpf klingenden Stimme. »Der Zombiejäger.«

»Das habe ich mir gedacht. Weshalb jagst du sie?«

»Fehler«, sagte er, »es sind Fehler gemacht worden, die du zu büßen hast, ja, du!«

»Ich? Weshalb?«

»Man hat mir zwei Zombies genommen. Es war ein Fremder mit

schmalen Augen. Ich habe ihn genau gesehen. Er hat sie vernichtet, ich aber hätte sie vernichten müssen.«

»Warum gerade du?«

»Sieben mußte ich töten!« keuchte er mir entgegen.

Ich überlegte rasch. Was wurde nicht alles von der Zahl sieben gesagt und mit ihr in Verbindung gebracht? Sie war die magische Zahl an sich und die wichtigste Zahl in der Zahlensymbolik. Es gab in der Mystik und Mythologie zahlreiche Beispiele, die sich mit der Zahl Sieben beschäftigten. Ich selbst kannte sie nicht alle und wollte mir auch jetzt darüber keine Gedanken machen.

»Weshalb sieben?« hakte ich nach.

»Weil geschrieben steht, daß es sieben Geister gibt«, flüsterte er mir zu. »Sieben böse Geister, siebenmal die Kraft, die in mich hineindringt und mich über alle hinwegsetzt.«

»Und dann?«

»Ich habe mit den sieben bösen Geistern einen Vertrag geschlossen. Sieben Zombies muß ich töten, damit deren höllische Kraft in meinen Körper fließen kann. Bei fünf Untoten ist es mir gelungen. Es ist zu wenig, das spüre ich genau. Ich bin zwar kräftiger geworden, doch längst nicht so stark, wie ich es mir vorgestellt habe. Mir fehlen noch zwei, nur komme ich an sie nicht mehr heran, weil sie bereits getötet worden sind.«

»Es war mein Partner, der sie vernichtete.«

»Ja, das konnte ich mir denken. Sie waren gekommen, um Opfer zu holen. Ich lauerte ihnen auf, doch einiges ging schief. Unter anderem bist du mir in die Quere gekommen, ich verlor Zeit, und deshalb konnte es deinem Freund gelingen, sie zu vernichten. Jetzt fehlt mir die Kraft, doch ich werde sie mir holen.«

»Wie?«

»Von dir!«

Fast hätte ich gelacht, doch so etwas paßt nicht zu dieser Lage.

»Von mir willst du sie holen? Ich bin kein Zombie und glaube kaum, daß eine Chance für dich besteht.«

»Das stimmt, du bist kein Zombie, aber ich werde dich zu einem Zombie machen.«

»So?«

»Ja, und wenn du als lebende Leiche umherläufst, köpfe ich dich. Dann habe ich schon die Kraft der Sechs.«

»Bleibt noch ein siebter.«

»Genau, und das wird dein Freund sein. Er muß ebenfalls zu einem Untoten werden. Ich hätte auch die Frau und den Mann vom Friedhof nehmen können, aber ich habe mich für euch entschieden, weil ihr mir am gefährlichsten werden könnt.«

»Wer bist du?« fragte ich.

»Ein alter Mann, ein Greis, den man in der menschlichen Gesellschaft nicht mehr haben wollte. Ich habe lange hier gearbeitet, bis man mich hinauswarf. Zu alt, zu schwach, aber sie wußten nicht, daß derjenige, der immer mit den Toten zu tun hat, manchmal Einblicke in Dinge bekommt, über die andere nur lachen. Was natürlich ein Fehler ist. Zu alt war ich für die Menschen, aber nicht für die sieben bösen Geister. Ich flehte sie an, ich kannte alte Rituale, und sie erhörten mich. Die Kraft der Zombies wird auf mich zurückfließen und mich wieder stark machen.«

»Auch jung?«

»Ja, ich werde Frische in mir spüren. Ich werde nicht mehr gezeichnet sein, das kann ich dir versprechen. Ich habe mich bisher vor den Menschen verborgen gehalten, das soll nun vorbei sein. Ich bin wieder da, hast du gehört? Wieder da!«

»Es war nicht zu überhören«, erwiderte ich und lächelte knapp.

»Aber wie willst du mich zum Zombie machen? Ich kann mir vorstellen, daß es nicht so einfach sein wird.«

»Es reicht eine Kugel!«

»Du willst mich erschießen?«

»Genau. Dann werde ich dich von hier wegbringen und deinen Leichnam beschwören. In mir steckt eine gewaltige Kraft. Fünf der bösen Geister haben sie mir gegeben, du wirst der sechste sein, dein Freund der siebte.«

»Dann erschießt du ihn ebenfalls?«

»Nach dir.« Um seine Worte zu unterstreichen, streckte er sich demonstrativ.

Jetzt kniete er in einer ziemlich steifen Haltung vor dem Rand der Luke.

Er hatte die rechte Hand unter seine lange Kutte geschoben. Ich wußte, was folgte und hatte mich nicht getäuscht. Sehr rasch zog er eine Waffe hervor.

Es war meine Beretta!

»Wenn es sein muß, werde ich alle Kugeln in deinen Körper schießen, bis kein Leben mehr in dir ist«, versprach er und zielte schräg auf meine Brust.

Ich streckte den Arm aus. »Moment, Moment, nicht so schnell!«

Plötzlich hatte ich Herzklopfen bekommen. Daß sich das Blatt derart wenden würde, damit hatte ich nicht gerechnet. Dieser Kuttenträger hatte es tatsächlich geschafft, mich von einer Sekunde auf die andere in höchste Lebensgefahr zu bringen.

»Was willst du noch?«

»Dir etwas zeigen oder geben.«

»Was sollte ich von dir bekommen können, was ich nicht schon selbst besitze?«

Da hatte er im Prinzip recht, nur sagte ich ihm das nicht. Ich baute meinen Widerstand auf etwas ganz anderes. »Hör mir zu. Ich weiß, daß du mit den sieben bösen Geistern in Verbindung stehst…«

»Es stimmt.«

»Befinden sie sich hier in der Umgebung. Geister sind unsichtbar. Sie können einen Menschen umkreisen, ohne daß man sie sieht. Habe ich recht?«

»Du kennst dich aus.«

»Ein wenig. Noch einmal. Wir sind also von den sieben bösen Geistern umgeben?«

»Ja, und Teile von ihnen stecken bereits in meinem Körper. Das darfst du nicht vergessen.«

»Ich habe es auch nicht vergessen, und ich sehe ein, daß ich gegen dich keine Chance habe. Deine Kugel wird immer schneller sein, das weiß ich genau.«

»Was willst du dann noch? Nur reden oder vielleicht um dein erbärmliches Leben betteln?«

»Hätte es Sinn?«

»Nein.«

»So sehe ich das auch. Ich habe erkannt, daß ich am Ende meines Weges angekommen bin. Du hast mich nach Waffen durchsucht und keine gefunden. Trotzdem hast du etwas übersehen. Einen Gegenstand, den ich dir zum Abschied geben möchte.«

»Was ist es?«

Natürlich sagte ich ihm nicht, daß es sich dabei um mein Kreuz handelte. »Ich habe einen Talisman, an den ich fest glaube. Wenn du ihn haben willst, ist es gut, wenn nicht, werde ich mit diesem Talisman in der Hand sterben. Ist das ein Wort?«

Klappte es, klappte es nicht?

Es war schwer, so verflucht schwer. Nur seine Augen bewegten sich, leider nicht die Waffe.

Ihre Mündung wies nach wie vor auf mich. Sie starrte mich an wie ein kaltes, dunkles Auge.

»Ist er wertvoll?«

»Für mich schon.«

»Du willst also mit ihm sterben?«

Ich schöpfte Hoffnung. Wer so fragte, der war bereits zur Hälfte überzeugt. »Ja, es hat mich so lange begleitet.«

»Dann hol es hervor!«

Jubeln wollte ich nicht, aber ich sah eine sehr dünne Chance. Der Vermummte hatte mir erklärt, daß sich in der Umgebung die von ihm so geschätzten sieben bösen Geister befanden. Dämonen, die schon in alten Schriften erwähnt wurden, nicht sichtbar, dennoch vorhanden und für mein Kreuz sicherlich zu spüren, wenn ich es aktivieren

konnte.

Die Lampe mußte ich eingeschaltet in der Linken behalten. Er wollte jede meiner Bewegungen kontrollieren können.

Ich überhastete nichts, ließ mir Zeit und dachte mir bereits den richtigen Zeitpunkt aus.

Sehr vorsichtig streifte ich die Kette über den Kopf. Sie war dünn, aber sehr haltbar, und sie wirbelte mir im Nacken die Haare hoch, als sie darüber hinwegglitt.

Ich merkte, wie das Kreuz an meiner Brust höher rutschte. Sofort wollte ich es ihm noch nicht zeigen und verbarg es, als es aus dem Halsausschnitt glitt, unter meiner Handfläche.

»Wo ist es?«

»Moment.« Ich drehte die Hand herum. Das Kreuz lag jetzt offen.

Genau in dem Augenblick sprach ich die Formel.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

***

Ein Schrei gellte auf, ein Schuß fiel, ich hechtete schräg zurück, knipste die Lampe aus und sah trotzdem Licht, viel Licht. Hell, strahlend, mich umgebend wie eine Glocke, einfach wunderbar. Ich war eingekreist, lag auf dem Rücken und hörte die irren Schreie über mir. Was geschah, konnte ich nicht erkennen, obwohl ich es riskierte und die Augen öffnete.

Das Licht bewegte sich.

Schatten jagten von allen Seiten in die Glocke hinein. Sie sahen aus, als wollten sie das Licht zerstören, mit ihrer Dunkelheit auffressen, was ihnen nicht gelang.

Die Schatten mußten diese sieben Geister sein, von denen der Zombiejäger gesprochen hatte.

Sie kamen gegen die Kraft des Lichts nicht an und wurden stets zurückgeschleudert.

Plötzlich fiel das Strahlen zusammen.

Ich hatte zuletzt noch einige engelhafte Gesichter gesehen, mehr bleiche Schemen, dann war alles wieder normal.

Dunkelheit umgab mich. Stockfinsternis, durch die kein Lichtstrahl drang.

Ich schaute nach oben. Über mir malten sich schwach die Umrisse der Luke ab, aber es hockte keine Gestalt mehr dort, die aus den Augenschlitzen der Maske einen Blick in die Tiefe warf.

Nein, die Augen schloß ich nicht. Ich spürte nur eine gewisse Erleichterung, auch mit Müdigkeit zu vergleichen. Das Kreuz hatte mich gerettet. Etwa eine Pause von zehn Sekunden gönnte ich mir, bevor ich aufstand und die Lampe einschaltete.

Es war Zufall, daß der Lichtspeer dorthin fiel, wo die vier Köpfe der

Zombies gestanden hatten.
Es gab sie nicht mehr.
Zunächst wollte ich es nicht glauben, ließ den Strahl an der Wand entlang wandern und mußte einsehen, daß ich mich nicht geirrt hatte. Die Köpfe waren tatsächlich verschwunden oder hatten sich verändert. Sie waren zu Staub geworden.
Und der fünfte Schädel?
Er hatte am Rand der Luke gestanden, war ebenfalls von der Magie erfaßt und vernichtet worden. Sein Rest rieselte mir entgegen.
Ich war Sieger geblieben.
Aber hatte ich auch gewonnen?
Hier unten im Verlies war das nicht festzustellen. Ich mußte raus und nachsehen.
Mit einem Sprung schaffte ich es, den Lukenrand zu erreichen, wo ich mich festklammerte, hochzog und das Verlies auf diese Art und Weise verlassen konnte.
Meine Beretta lag mir fast zu Füßen. Der Zombie-Killer hatte sie wohl nicht mehr halten können.
Ich nahm die Waffe an mich und leuchtete die Umgebung ab.
Jeder Friedhof besitzt Geräteschuppen oder kleine Gartenhäuser.
In einem solchen fand ich mich wieder. An den Wänden stand das Werkzeug neben Rasenmähern und auch Saatgut.
Ich war in einer völlig normalen Welt gelandet, hatte das andere zurückgelassen, es zerstört und hätte eigentlich damit zufrieden sein können.
Ich war es nicht.
Der Grund lag auf der Hand.
Die Köpfe der Zombies hatten den Ansturm Weißer Magie nicht überstanden. Sie waren zu Staub zerfallen. Doch derjenige, der alles verschuldet hatte, existierte noch.
Ich suchte sicherheitshalber noch einmal das Gartenhaus ab, aber eine Spur des Zombie-Killers fand ich nicht.
Das war schlecht.
Als ich die Tür ganz aufdrückte, wehte mir die frische Nachtluft des Friedhofs entgegen. Der Wind fuhr durch die Kronen der Bäume und ließ die Blätter gegeneinander rauschen.
Ich sah nicht weit entfernt die kantigen Grabsteine, die so hoch wuchsen, daß sie eine gute Deckung abgaben, doch hinter ihnen hielt sich niemand versteckt.
Dieser Teil des alten Friedhofsgeländes war mir völlig unbekannt.
Auch wenn ich mich drehte, konnte ich nicht die Lichter des Hauses durch die Dunkelheit schimmern sehen, wo ich Mandy zurückgelassen hatte. Allmählich spürte ich auch meinen Kopf wieder, zumindest die Schmerzen und auch den Druck hinter den Augen.

Es trat ein Augenblick ein, in dem man sich als Mensch nach Ruhe sehnt. Schlafen wäre jetzt am besten gewesen.

An diesem Gartenhaus hielt mich nichts mehr. Irgendwo würde ich den Ausgang sicherlich finden.

Zunächst entdeckte ich einen schmalen Weg, der von hohen Bäumen flankiert wurde. Unterholz füllte die Lücken aus, und ich kam mir irgendwie eingeschlossen vor.

Zudem befürchtete ich, aufgelauert zu werden, aber niemand wartete auf mich.

In der Dunkelheit sah das gesamte Gelände für mich unbekannt aus. Bis ich plötzlich einen hellen Schimmer sah, der sich rhythmisch bewegte. Es sah so aus, als würde jemand mit einer Lampe über den Friedhof gehen und ihn absuchen.

Wer das tat und sich so zeigte, hegte sicherlich keine schlechten Absichten.

Deshalb ging ich der Lichtquelle entgegen, und es dauerte nicht lange, bis Suko und ich zusammentrafen.

»John, verdammt!«

Ich lachte etwas kratzig. »Ich bin okay, bis auf einige Kopfschmerzen.«

»Hat er dich erwischt?«

»Ja.«

»Mich hat er auch reingelegt.« Suko schüttelte den Kopf. »Der ist nicht nur schlau, auch raffiniert.«

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, dir eine unangenehme Mitteilung zu machen. Unser Freund ist entwischt.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

»Wieso?«

»Ich brauchte mir nur deinen Gesichtsausdruck anzusehen.«

»Es tut mir leid, ist aber nicht zu ändern.«

»Und was ist genau passiert?«

Suko bekam von mir einen Bericht über das, was hinter mir lag.

Er staunte nicht schlecht, als er von den sieben bösen Geistern erfuhr und auch seinem Schicksal, das der Zombie-Killer ihm zugedacht hatte.

»Zu Untoten hat er uns also machen wollen«, sagte Suko und nickte. »Das ist verdammt hart.«

»Nach unserer endgültigen Vernichtung wäre dann unsere Kraft auf ihn übergegangen.«

»Das ist für mich unbegreiflich. Kommst du dahinter?«

»Auch nicht. Aber wer kennt sich schon bei diesen verfluchten Dämonen und all ihren magischen Abkömmlingen aus?«

»Gut, lassen wir das. Was hast du jetzt vor? Oder womit rechnest du?«

»Daß er nicht lockerlassen wird.«
»Obwohl die Schädel zu Staub zerfallen sind?«
»Ja, jetzt ist uns ein Rächer auf den Fersen. Außerdem vermisse ich meinen Dolch.«
»Nein, den habe ich gefunden!«
Suko holte ihn hervor und gab ihn mir zurück. »Wo denn?«
»Ganz in der Nähe. Er muß ihn weggeschleudert haben. Vielleicht hat der Dolch ebenfalls reagiert, als du dein Kreuz aktiviert hast.«
»Das kann sein. Jedenfalls bin ich froh, daß ich ihn zurückhabe.«
Ich drückte meinen Rücken durch. »Wir werden zu Mandy Waynright gehen und ihr erklären, daß sie wieder ruhig schlafen kann. Ich glaube nämlich nicht daran, daß sie sich in Gefahr befindet.«
»Nein, er ist auch ihr Beschützer.«
»Kommt mir ebenfalls komisch vor, wenn ich ehrlich sein soll. Ich weiß nicht, was das soll.«
»Und du hast auch nicht feststellen können, wer sich hinter der Kapuze verbirgt?«
»Er nahm sie nie ab!«
»Ich weiß überhaupt nicht, John, ob er ein Mensch ist. Als ich den Stoff anfaßte, drückte ich in eine weiche Masse, als bestünde sie aus Teig. Das war schon ungewöhnlich und sicherlich mit ein Grund, weshalb er sich nicht von der Kapuze getrennt hat.«
»Ja, das kann sein.«
Wir gingen schneller, denn wir sahen bereits die Grenze des Friedhofs vor uns und auch die Lichter im Garten der Mandy Waynright. Nicht viel später hatten wir das Haus erreicht und betraten es durch die zerstörte Haustür.
Wir waren bereits gehört und gesehen worden, denn beide kamen uns auf dem Flur entgegen. Suko hatte mir von Pete Quiller erzählt, so daß ich keine großen Fragen zu stellen brauchte.
Mandy fiel mir in die Arme. »Meine Güte, du lebst?«
Ich streichelte ihre Schultern. Von Suko hatte ich erfahren, was sie hatte durchmachen müssen. Es war schlimm gewesen. »Ja, ich habe es überstanden.«
Sie drückte sich wieder von mir und strich verlegen durch ihre Haare. Die Gefühlsaufwallung schien ihr peinlich gewesen zu sein.
»Und der Kerl mit der Axt?«
Ich hob die Schultern.
Mandy Waynright hatte diese Geste dennoch verstanden. »Sagen Sie nur nicht, daß er entkommen ist.«
»Leider.«
Sie wankte zurück und lehnte sich gegen die Wand. »Dann beginnt der Terror wieder von vorn!« flüsterte sie. »All die Aufregungen, die Angst, die Ungewißheit, wann er kommt und zuschlägt.«

»Ich werde auf jeden Fall von diesem Friedhof verschwinden«, meldete sich Quiller und wollte schon jetzt das Haus verlassen, wogegen ich einiges hatte, denn ich hielt ihn an der Schulter fest. »So einfach ist das nicht, mein Freund.«

Er wollte sich losreißen. Ich griff fester zu. »Wieso, Sie können mich nicht…?«

»Ich weiß, daß ich Sie nicht halten kann. Aber Sie können mir einige Fragen beantworten.«

»Ich weiß nichts, ich…«

»Pete«, sagte Suko fast schon vorwurfsvoll. »Stell dich nicht so an! Du bist nicht mehr in Gefahr.«

»Das hast du immer gesagt, und als dann der Zombie…«

»Es gibt ihn nicht, auch nicht die anderen. Wann geht das in deinen Schädel?«

Er gab auf und winkte. »Ihr Bullen seid immer stärker. Also, was soll ich machen?«

Im Flur gefiel es mir nicht, wir gingen in den Wohnraum, wo mittlerweile aufgeräumt worden war. Suko drückte Quiller auf einen Sitzplatz und setzte sich ihm gegenüber. »Mein Kollege wird dir einige Fragen stellen. Wenn du sie beantworten kannst, dann tu es.«

»Gut.«

»Also, Mr. Quiller«, begann ich und bekam zu hören, daß ich *Pete* sagen und ihn duzen sollte. »Okay, Pete, es hängt vieles von deiner Aussage ab, ob wir die Gestalt identifizieren können, die ihr Gesicht hinter einer Kapuze versteckt. Es ist ein Mann, der vor einiger Zeit, wann genau, weiß ich nicht, auf dem Friedhof eine Arbeitsstelle gefunden hatte. Der Mann wurde entlassen, weil er angeblich zu alt für den Job war. Kennst du einen, auf den das zutrifft?«

Quiller dachte nach. »Da arbeiten viele…«

»Das wissen wir auch. Uns geht es eben um diesen einen. Du kennst dich aus und müßtest die Leute…«

»War das der alte Teil?«

»Möglich.«

Quiller überlegte, brauchte noch einen Whisky, den er auch bekam, trank und nickte. »Ja«, dehnte er, »da gab es tatsächlich mal einen, den sie entlassen haben.«

»Ach…«

Quiller hob die Schultern. »Die genauen Gründe sind mir unbekannt, das muß ich euch sagen. Es heißt, daß er zu alt gewesen wäre, aber ich vermute mehr dahinter.«

»Was denn?« fragte Suko.

»Er war ein komischer Kauz. Ein Typ, der sich nicht einfügen konnte. Auch nicht beliebt bei den Kollegen, ging immer seine eigenen Wege und sprach sogar mit den Toten, wie er erklärte.«

»Kannst du uns den Namen sagen?«
»Wenn ich den noch wüßte…«
An Mandys hastiger Bewegung merkte ich, daß ihr etwas eingefallen war. Sie schnippte mit den Fingern, strich über ihre Stirn und trat dabei mit dem Fuß auf. »Ihr könnt mich für alles halten, aber diesen Mann, so glaube ich, der ist mir bekannt.«
»Wie heißt er?«
»Den Namen weiß ich nicht. Aber als dieses Haus gebaut wurde, da hat er immer zu mir herüber gestarrt. Der hat mich mit den Blicken aufgefressen. Ich habe ihn sogar durch den Garten schleichen sehen und weggeschickt. Damals hat er mir erklärt, ich würde ihm noch einmal dankbar sein, wenn er in der Nähe wäre.«
»Dempsey, Edgar Dempsey, so hieß er!« meldete Pete Quiller sich. »Ja, ich bin mir sicher.« Er nickte heftig und freute sich über sein Erinnerungsvermögen.
Suko war schon aufgestanden und befand sich auf dem Weg zum Telefon. Ich wußte, daß er beim Yard anrufen würde, um die Kollegen zu bitten, etwas über Dempsey herauszufinden.
Mein Freund gab seine Meldung durch. Als er den Hörer auflegte, drehte er sich zu mir hin um. »Sie haben gefragt, wie es kommt, daß du nicht angerufen hast.«
»Weshalb?«
»Weil du sonst immer der Störenfried bist.«
»Hör auf!« Ich gab Mandy Feuer, da sie rauchen wollte. Sie hatte sich umgezogen und trug einen schwarzen Hosenanzug mit leichten Silberstreifen im Gewebe. »Gesprochen, Mandy, haben Sie nie mit ihm – oder?«
»Nein. Wie gesagt, ich wies ihn aus meinem Garten. Das war alles. Aber er starrte immer wieder zu mir herüber, als wollte er abchecken, ob sich dieses besonders für seine Pläne eignet.«
»Das kann durchaus sein«, bemerkte ich. »Er mußte die Zombies locken. Wer wäre ein besserer Köder als Sie, Mandy. Er konnte gleichzeitig als Retter auftreten.«
»Das ist wahnsinnig.«
»Manchmal hat auch der Wahnsinn Methode. In unserem Beruf erleben wir das oft genug.«
Suko rief wieder die Kollegen an, mußte sich jedoch gedulden. Papier und Stift hatte er sich zurechtgelegt. Als die Meldung kam, schrieb er rasch mit.
Seinem Gesicht sah ich an, daß er einigermaßen zufrieden war. Er bedankte sich noch einmal und kam zu mir. »Also, gegen Edgar Dempsey liegt nichts vor. Er hat sich keines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht, ist nicht vorbestraft, aber die Kollegen haben seine Anschrift herausgefunden.«

»Wo wohnt er?« fragte Quiller.

Suko konnte seine eigene Schrift fast nicht lesen. Er mußte zweimal hinschauen. »Charing Cross Hospital…«

Wir starrten uns an. »Was?« fragte ich. »In einem Krankenhaus?«

»Ja.«

»Was macht er denn da?« flüsterte Quiller.

»Keine Ahnung.«

»Möglicherweise hat er dort einen Job gefunden«, meinte Suko und steckte den Zettel ein. »Wir sollten hinfahren. Das Krankenhaus ist ja nur eine Steinwurfweite entfernt.«

»Wenn das mal keine Ente ist«, meinte Mandy.

Ich winkte ab. »Keine Sorge, wenn die Kollegen etwas eroieren, dann richtig.«

»Bleiben wir hier?« fragte Mandy.

»Sie müßten jetzt sicher sein.«

Quiller wollte widersprechen, doch Suko legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Es ist besser, wenn du dich zurückhältst. Was willst du auf dem Friedhof? Hier hast du Gesellschaft.«

Pete grinste. »Und dazu noch ein Weib, von dem man sonst nur träumt, was, Süße?«

»Hör auf, Mensch!«

Suko und ich gingen zur Tür und mußten noch versprechen, den beiden von einem Ergebnis zu berichten.

Dann verschwanden wir, und wir hofften beide, daß wir den Zombie-Killer endlich stellen konnten…

***

Das Charing Cross Hospital lag im Dunkeln. Nur hinter wenigen Fenstern brannte Licht. Der Eingang der Notaufnahme bildete eine helle Insel, an der wir vorbeifuhren.

An der Pforte ließ uns eine Nachtschwester ein, deren Augen ebenso dunkel waren wie ihr Haar. Sie stammte aus Vietnam.

Er unterhielt sich auch mit ihr und fragte nach Edgar Dempsey.

»O je«, sagte die Schwester. »Ich kann nicht alle Patienten kennen, aber warten Sie mal…«

»Kein Patient, ein Angestellter.«

»Dempsey? Es gibt einen Dr. Dempsey, der…«

»Ich glaube nicht, daß wir den meinen. Bei unserem Dempsey handelt es sich um einen älteren Menschen, er ist auch kein Arzt, sondern früher einmal Totengräber gewesen. Wie ich hörte, soll er auch hier wohnen. Ist Ihnen damit geholfen?«

»Schon – aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen die Auskünfte tatsächlich geben kann, auch wenn Sie Polizisten sind. Ich müßte nachfragen.«

»Tun Sie das bitte.«

Die Schwester telefonierte mit irgendeiner wichtigen Persönlichkeit hier im Krankenhaus, die auch sehr bald erschien. Es war eine ältere Frau, ziemlich korpulent, und sie trug ebenfalls die Tracht der Schwestern. Wir erfuhren, daß es Oberschwester Betty war.

»Worum geht es?«

Wir zeigten ihr zunächst einmal die Ausweise und klärten sie dann über unser Problem auf.

»Ha«, sagte sie, »da haben Sie Glück gehabt, daß ich heute zur Nachtschicht eingeteilt worden bin.«

»Wieso?«

»Nun, ich bin gleichzeitig für das Personal zuständig. Ich kenne jeden.«

»Auch Edgar Dempsey?«

»Ja, er wohnt und arbeitet hier.«

»Was arbeitet er denn?« fragte Suko.

»Nun ja…« Sie bewegte unruhig ihre Schultern. »Es ist eine Arbeit, die nicht jeder machen will. Wie Sie wissen, gibt es bei uns eine pathologische Abteilung, wo Leichen seziert werden und so weiter …«

»Dort ist er beschäftigt?«

»Als Hilfskraft.«

»Und er wohnt hier im Haus?«

»In einem Anbau.«

»Würden Sie uns zu seinem Zimmer führen?«

Schwester Betty starrte uns an. »Jetzt? Um diese Zeit?«

»Genau.«

»Ich weiß nicht, ob ich…«

»Es ist dringend, Schwester«, sagte ich. »Wir sind auch nicht zum Vergnügen gekommen.«

»Nun ja, wenn Sie meinen. Was hat Edgar denn ausgefressen?«

»Darüber dürfen wir Ihnen keine Auskunft geben. Zeigen Sie uns sein Zimmer, alles andere erledigen wir.«

»Gut.«

Der Anbau war mit dem normalen Krankenhaus durch einen langen, breiten Flur verbunden, den wir abschritten. Dann gerieten wir in einen Korridor, fuhren mit dem Fahrstuhl in die vierte Etage, wo sich der gleiche Korridor befand und sich Tür an Tür reihte.

Vor der Tür am Ende des Ganges blieben wir stehen. Die Schwester wollte klopfen, ich aber hielt ihr Handgelenk fest. »Nicht nötig, das erledigen wir.« Ich schob sie sachte zurück.

Suko hatte schon die Klinke gedrückt und nickte zufrieden, als er die Tür aufstoßen konnte.

Es war ein kleines Apartment. Und es war leer.

Wir machten Licht, schauten uns um, sahen die Unordnung, auch den Schmutz und nahmen einen Geruch wahr, der uns gar nicht gefiel. Es

stank nach Friedhof und Fäulnis.
»Er ist nicht da!« Suko schaute mich an. »Sollen wir hier auf ihn warten?«
»Das wäre eine Möglichkeit, aber ich will ganz sicher gehen.«
Schwester Betty wartete auf dem Gang. »Pech gehabt, nicht?«
»Das wissen wir noch nicht. Können Sie feststellen, ob Mr. Dempsey im Haus ist?«
»Nein.«
»Muß er nicht durch die Kontrolle?«
Sie schüttelte den Kopf. »Nicht im Regelfall. Das Personalhaus besitzt einen eigenen Eingang.«
Neben uns wurde eine Tür geöffnet. Ein Mann im Schlafanzug schaute uns an. »Was ist denn los? Es ist mitten in der Nacht?«
»Wir suchen Edgar Dempsey.«
»Der war vorhin hier.«
»Haben Sie ihn gesehen?«
»Nein, aber gehört. Die Wände sind dünn. Der hat geflucht und gestöhnt.«
»Ist er wieder gegangen?«
»Muß er wohl.«
»Sie wissen nicht, wohin?«
Der Mann lachte. »Glauben Sie, ich spioniere den Kollegen nach. Sonst noch was?«
»Nein, vielen Dank.«
Der Mann zog sich wieder zurück, und Schwester Betty hob die Schultern. »Da werden Sie wohl Pech gehabt haben.«
»Ich weiß nicht so recht«, sagte ich.
»Was ist denn jetzt noch?«
»Ich wäre Ihnen sehr verbunden, Schwester, wenn Sie uns noch seine Arbeitsstätte zeigen könnten.«
Betty bekam große Augen. »Die… die Pathologie?«
»So ist es.«
Da schluckte selbst sie. »Was wollen Sie denn da? Das sind Räume, um die man normalerweise einen großen Bogen macht.«
»Das kann ich mir gut vorstellen, aber wir haben unsere Gründe.«
»Vielleicht finden wir Dempsey dort«, sagte auch Suko.
»Ich weiß nicht.« Die Schwester schüttelte sich. »Aber wenn Sie meinen, können wir hinunterfahren.«
Wir mußten den Anbau verlassen, wieder in den Komplex des Krankenhauses gehen und dort einen Lift benutzen, der uns in die unterirdischen Räume brachte.
Kaltes Leuchtstoffröhrenlicht umgab uns. Das Summen der Klimaanlage und unsere Schritte waren die einzigen Geräusche. Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken.

Vor einer graugestrichenen Eisentür blieb Schwester Betty stehen. »Ich müßte jetzt einen Schlüssel besorgen und…«

»Nein«, sagte Suko, der sich gebückt und sich dabei das Schloß angeschaut hatte. »Es ist offen.«

»Das begreife ich nicht.«

»Ist sonst abgeschlossen?«

»Ja.«

»Dann ist er da!« sagte Suko.

Auch ich war der Meinung und bat Schwester Betty, zurückzubleiben. Sie wollte erst protestieren, doch ich wurde etwas energischer, da stimmte sie zu.

Suko hatte die Tür geöffnet. Kälte empfing uns, auch Licht, das überall brannte.

Wir sahen mehrere Büros. Die Schreibtische standen hinter Glasscheiben, so daß die Räume einsehbar waren.

Zum Sezierraum führte ebenfalls eine Eisentür. Ich drückte den großen Hebel nach unten und öffnete sie vorsichtig.

Da hörten wir es.

Geräusche, die mich an Ghouls erinnerten. Ein Schmatzen und Seufzen, auch ein Schlürfen oder Stöhnen.

War er das?

Ich zog die Tür mit einem heftigen Ruck fast ganz auf und stand nach dem nächsten Schritt in der Welt der Toten…

***

Es war ein Bild des kalten Horrors. Daß Ärzte hier in der Kälte arbeiteten war anhand der belegten Seziertische zu sehen.

Auf eine genaue Beschreibung möchte ich verzichten, ich blickte auch nicht richtig hin, denn wichtiger war die Person, die in der Mitte des kalten Raumes auf dem Boden hockte.

Der Zombie-Killer!

Er trug noch immer seine Kutte und wirkte wie ein Häufchen Elend. Unter dem Stoff bewegten sich sein Körper und der Kopf.

Wir wußte nicht, weshalb er diese dumpfen oder schmatzenden Geräusche ausstieß, aber wir sahen, daß etwas mit ihm geschehen war.

Seine Hände waren viel platter geworden, weicher und fließender. Das sah mir nach einem Ghoul aus.

Auch Suko flüsterte das Wort.

»Vielleicht.«

»Das erklärt auch die weiche Masse, die ich gespürt habe, als ich ihn anfaßte.«

Ghouls gehören zu der schlimmsten Abart dämonischer Wesen, denn sie ernähren sich von Toten.

Wieso war dieser Mann zu einem Ghoul geworden? Und konnte er noch reden oder nur diese Geräusche abgeben?

Ich sprach ihn an. »He, Dempsey, hörst du mich?«

Seine Bewegungen erstarrten. Er saß plötzlich starr, als lauschte er meinen Worten.

»Ich bin es, Dempsey, der Mann mit dem Talisman. Du wolltest mich zum Zombie machen. Das hast du nicht geschafft. Jetzt bin ich hier.«

»Was willst du?«

»Wissen, wer du wirklich bist.«

Er lachte schaurig auf, so daß wir eine Gänsehaut bekamen. »Ich bin ein armes Schwein. Alles habe ich verloren. Sie haben mir nicht verziehen, nein, das haben sie nicht.«

»Wer hat dir nicht verziehen?«

»Die sieben Geister. Ich habe versagt, jetzt sind sie dabei, mich zu bestrafen.«

»Wie denn?«

»Ich werde verflucht werden. Ich habe versagt, jetzt erfüllt sich das andere Schicksal. Sie sorgen dafür, daß ich mich in einen Ghoul verwandle. Ja, ich werde bald ein Ghoul sein und als dieser weiterleben. Nur zwischen den Toten kann ich existieren, nur zwischen ihnen…« Er hob die rechte Hand an.

Wir folgten der Bewegung und sahen, daß sich zwischen Handfläche und Boden ein langer, dünner Faden gebildet hatte, der erst riß, als er seine Finger in den Stoff der Kapuze krallte.

Suko und ich zogen die Berettas.

»Was hast du vor?« fragte der Inspektor.

»Ich… ich werde mich euch zeigen. Ihr dürft mich sehen, bevor ich euch …« Die weiteren Worte waren so undeutlich gesprochen, daß wir sie nicht verstanden.

Dempsey aber riß mit einem Ruck die Kapuze hoch. Es war nicht so einfach, sie über den Kopf zu streifen, weil sie noch klebte, er schaffte es schließlich doch – und wir sahen sein Gesicht.

Nein, es war kein Gesicht mehr. Es war nur eine Masse aus Schleim, in der zwei Augen schwammen und sich ein Maul öffnete, in dem spitze, kleine Reißzähne wuchsen.

Er stank erbärmlich, und wir mußten uns entsprechend verhalten.

Jeder von uns schoß einmal.

Der Ghoul bekam die Kugeln mit, als er sich auf dem Weg zu uns befand. Das geweihte Silber klatschte in seinen Körper und zehrte ihn regelrecht aus.

Er vertrocknete.

Wir wollten nicht länger zuschauen, denn wir wußten, daß nur mehr eine Kristallkruste zurückbleiben würde. Die Schwester stand noch auf dem Gang, sehr blaß im Gesicht, denn sie hatte die beiden Schüsse

vernommen.
»Was… was ist mit Edgar …?«
Ich winkte ab. »Sie können diesen Menschen aus Ihrer Erinnerung streichen, Schwester.«
»Haben Sie ihn…?«
»Wir mußten es.«
Schwester Betty hatte noch viele Fragen, wir ließen sie stehen und gingen noch einmal zurück.
Es war genau das eingetreten, was wir erwartet hatten. Auf dem Boden lag eine helle Kristallkruste. Sie kroch förmlich aus den Löchern der Kleidung hervor, und wir sahen auch die silberne Axt, die hinter seinem Rücken gelegen hatte und nun sichtbar geworden war.
Mit einem Wasserschlauch spritzten wir die Reste weg. Die Axt aber nahmen wir mit. Sie würde im Kriminalistik-Museum des Yard ihren Platz finden…

***

Suko und ich hielten unser Versprechen und fuhren in derselben Nacht zu Mandy Waynright zurück. Pete Quiller hockte bei ihr. Die beiden waren schon ziemlich angetrunken. »Ah«, rief Quiller, »da seid ihr ja. Na, habt ihr ihn gefangen?«
»Ja«, sagte Suko.
»Und?«
»Ihr könnt weitertrinken. Es besteht keine Gefahr mehr.«
Mandy starrte mich aus verschwommenen Augen an. »Was… was ist denn mit ihm?«
»Das spielt keine Rolle.«
Sie lachte plötzlich und rief in ihr Lachen hinein. »Jetzt habe ich keinen Beschützer mehr, wie schön. Oder wie schade – egal…«
Suko und ich verließen das Haus. Sollten sich die beiden vollaufen lassen, uns war es egal.
Wir gingen nach draußen und atmeten die würzige Nachtluft ein.
Suko deutete zum Friedhof hinüber. »Gewöhnen kann ich mich an diese alten Totenäcker nie.«
»Irgendwann wirst du das müssen…«
»Ich hoffe, daß ich davon noch für eine Weile verschont bleibe. Noch fühle ich mich sehr menschlich.«
»Wie meinst du das?«
Suko lachte leise und kickte einen Stein weg. »Ich könnte jetzt eine Portion Fish und Chips vertragen. Du auch, Alter?«
»Das ist ein Wort…«
Wir gingen nebeneinander durch den Garten und wurden verfolgt von einer heißen Rockmusik, die aus der zerstörten Tür klang.
Mandy und Pete schienen eine Party feiern zu wollen.

Sollten Sie, wir würden uns mit Fish und Chips zufrieden geben…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 089 »Das Voodoo-Syndikat«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 480 »Der Doppel-Zombie«